Lesebuch

Lesebuch

für die

evangelischen Volksschulen Württembergs.

Erster Teil.

Für die Mittelstufe.

Neue Ausgabe von 1884.
(Elfter Abdruck.)

Stuttgart.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1894.

Bemerkung.

Die mit — (Minuszeichen) versehenen Lesestücke können in einklassigen und sonst ungünstig gestellten Schulen übergangen werden.

Preis eines Exemplars bei der Verlagshandlung:

ungebunden . . . . 32 Pf.
ganz dauerhaft gebunden in starkem Deckel, mit doppeltem Faden, drei Bünden und Ruck und Eck Leder . . . . 60 Pf.

Der Rand ist so breit als möglich zu belassen und nur ganz mäßig zu beschneiden.

NB. Den Buchbindern wird empfohlen, ihre Namen auf die Rückseite des vordern Deckels einzudrucken oder einzukleben, da beim Ankauf von Schulbüchern von den Ortsschulbehörden hierauf, sowie auf vorschriftgemäßen, durchaus soliden Einband besonders gesehen werden soll.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erster Jahrgang.

1. Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden.
Froh wirst du dein Werk vollenden,
denn es ist mit Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

2. Der gute Hirte.

1. Du lieber Heiland Jesus Christ,
weil du ein guter Hirte bist
und merkst so treu auf deine Herde,
daß keins davon verloren werde:

2. So will ich auch dein Schäflein sein,
will fröhlich folgen dir allein,
will stets auf deine Stimme hören,
will nie mich wieder rückwärts kehren.

3. Christus, mein Helfer und mein Hirt,
der treulich für mich sorgen wird,
wollst mich behüten, führen, weiden,
in Ewigkeit nicht von mir scheiden!

3. Abendlied.

1. Müde bin ich, geh' zur Ruh',
schließ' die müden Augen zu.
Vater, laß die Augen dein
über meinem Bette sein!

2. Hab' ich unrecht heut' gethan,
sieh es, lieber Gott, nicht an!
Mache du durch Jesu Blut
gnädig allen Schaden gut!

3. Nasse Augen trockne du,
kranke Herzen heile zu!
Alle Kindlein bloß und arm,
bette du sie weich und warm!

4. Alle, die mir sind verwandt,
Herr, laß ruhn in deiner Hand!
Alle Menschen groß und klein
sollen dir befohlen sein!

4. Die Tulpe.

Hannchen ging mit ihrer Mutter in den Garten. Die Mutter hatte Tulpenzwiebeln, die sie pflanzen wollte. Was soll denn daraus wachsen? fragte Hannchen. Daraus werden hübsche Blumen wachsen, sagte die Mutter.

Sieh, Hannchen, hier setze ich die Zwiebeln in die Erde, die Spitze oben. Bald bekommt die Zwiebel unten faserige Wurzeln, durch welche sie Nahrung an sich zieht, daß sie wachsen kann. Oben aus der Spitze brechen dann zuerst lange und breite grüne Blätter ohne Stiel hervor. Zwischen ihnen windet sich bald darauf der runde, derbe Schaft hindurch, der an seiner Spitze eine einzige, sechsblätterige Blüte trägt. Anfangs sind die Blüten grün, aber allmählich nehmen sie im Glanze der Frühlingssonne die Farben an, in denen sie prangen sollen. Sie sind entweder einfarbig oder mehrfarbig, gestreift oder gesprenkelt. Unten behalten sie jedoch einen weißgrünen Fleck. An der Spitze sind sie zierlich nach außen gebogen und bilden in ihrer Zusammenstellung einen großen Becher oder eine mit der Öffnung aufwärts gewendete Glocke. Inmitten dieses Bechers steht der kurze, dicke Griffel, umgeben von sechs Staubgefäßen, welche kleinen Messern mit schwarzen Klingen an grünen Heften gleichen. Wenn

die Tulpen erst in voller Blüte stehen werden, so wirst du dich an ihrem Anblick ergötzen.

5. Gottes Auge.

1. Thu nichts Böses, thu es nicht!
Weißt du: Gottes Angesicht
schaut vom Himmel auf die Seinen,
auf die Großen, auf die Kleinen,
und die Nacht ist vor ihm Licht.
Darum thu das Böse nicht!

2. Sind auch Vater, Mutter weit,
er ist bei dir allezeit.
Daß du ja kein Unrecht übest
und sein Vaterherz betrübest!
Ach, das würde dich gereun.
Darum laß das Böse sein!

6. Alles von Gott.

1. Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
es hat sein liebes Mütterlein,
das bringt ihm manches Krümchen Brot,
damit es nicht leidet Hunger und Not.

2. Es ist kein liebes Vögelein
im Garten draußen so arm und klein,
es hat sein warmes Federkleid,
da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es ist kein bunter Schmetterling,
kein Würmchen im Sommer so gering,
es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
daran es frißt, wird froh und satt.

4. Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
dem nicht sein eigenes Teil ist bestellt,
sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
darinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das alles so bedacht?
Der liebe Gott, der alles macht
und sieht auf alles väterlich,
der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

7. Pfingsten.

Pfingsten ist doch ein liebliches Fest! Es fällt in die schönste Zeit des Jahres. Der Himmel ist dann so blau, die Sonne scheint so freundlich, und die Erde hat ihr Feierkleid angezogen. Feld, Wiese und Wald schmücken sich mit Blumen, die Bäume prangen in ihren Blüten. Da ist den Menschen so wohl zu Mute.

Das Fest erinnert sie an den heiligen Geist, der sich einst zehn Tage nach der Himmelfahrt Christi auf die ersten Jünger herabsenkte, und fröhlich danken sie in dieser schönen Frühlingszeit dem Herrn für den geistlichen Segen, welchen er ihnen geschenkt hat. In manchen Orten ziert man die Häuser mit grünen Maien zum Zeichen, daß, wie der Frühling in die Welt eingezogen, also auch der heilige Geist in die Häuser einziehen und die Herzen der Menschen mit Friede und Freude schmücken soll.

8. Wandersmann und Lerche.

Wandersmann. Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu!
Lerche. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen.
Das ist von alters her mein Brauch,
Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit muntrem Gesang,
war es so froh, so hell den zwein
im lieben, klaren Sonnenschein.
Und Gott der Herr im Himmel droben
hörte gar gern ihr Danken und Loben.

9. Der dankbare Sohn.

Als Martin, ein armer Knabe, zehn Jahre alt war, ging er zu einem Bauern und hielt um Arbeit an, damit er sich etwas verdienen könne. Ja, sagte der Bauer, ich will dich zum Viehhüten annehmen und dir zu essen und für den Sommer noch 12 Mark Lohn geben, wenn du fleißig und arbeitsam bist.

Ich will recht fleißig sein, sagte Martin. Aber ich bitte Euch, gebt mir gleich jeden Samstag, was ich verdient habe. Ich habe zu Hause einen armen, alten Vater, dem möchte ich gerne jede Woche meinen Lohn geben.

Der Bauer hatte Wohlgefallen an dieser kindlichen Liebe und willigte gerne ein, ja er vermehrte noch den Lohn des braven Knaben. Und Martin trug jeden Samstag seinen Lohn, und was er noch an Brot an seinem eigenen Munde ersparen konnte, freudig nach Hause.

10. Zufriedenheit.

Ein weiser Mann erzählt von sich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, es mochte mir auch so schlimm gehen, als es wollte, außer ein einzigesmal, als ich barfuß gehen mußte, weil ich nicht so viel Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen.

Ich ging ganz traurig in einen Tempel und traf hier einen Menschen, der keine Füße hatte. Als ich ihn sah, war ich mit meinen bloßen Füßen gerne zufrieden, und ich dankte meinem Gott herzlich, daß ich, wenn gleich ohne Schuhe, doch gehen konnte. Der unglückliche Mensch wäre ja gerne barfuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt hätte.

11. Die Singvögel.

Die Singvögel zeichnen sich durch den geraden, dünnen und pfriemenförmigen Schnabel, durch hohe und dünne Beine, durch ihre Lebensweise und viele derselben durch ihren schönen Gesang vor anderen Vögeln aus. Es sind lauter kleine Vögel, einige etwas größer als die Lerche, die meisten kleiner als diese. Sie sind munter und fast immer in Bewegung und nähren sich teils von Insekten teils von Samenkörnern und Beeren.

Im Winter bleiben die meisten nicht bei uns, sondern ziehen in südliche Länder, wo sie reichlich Nahrung finden. Sie machen jedoch ihre Reise nicht wie andere Zugvögel in großen Scharen sondern einzeln. Überhaupt leben sie nicht gesellschaftlich sondern abgesondert, jedes Paar für sich.

Die Singvögel legen fünf bis sieben Eier, welche selten einfarbig sondern meistens mit Tüpfeln, Schnörkeln, Flecken braun oder grünlich gezeichnet sind. Diese Eier werden in der Regel in dreizehn Tagen ausgebrütet und die Jungen von ihren Alten mit Insekten, meistens zarten Raupen, aufgefüttert, bis sie ihre Nahrung selbst suchen können.

Der angenehme Gesang mancher Singvögel ist die Ursache, daß man sie häufig zu Stubenvögeln macht. Sie werden aber nie sehr alt in der Gefangenschaft. Es ist besser, wenn man sich im Freien an ihrem Gesang erfreut, als daß man sie einsperrt und hindert, unsere Gärten und Felder von jenen zudringlichen, lästigen Gästen, den vielerlei Raupen, zu befreien, welche in manchen Jahren durch ihre Gefräßigkeit unseren Obst- und Feldfrüchten so großen Schaden zufügen. Man muß daher die Nester dieser Vögel sorgfältig schonen. Wer sich die Mühe geben will, dieselben im Freien zu beobachten, wird sich überzeugen, daß ein einziges Paar in einem Tag neben anderen Insekten für sich und sechs Junge wenigstens 300 Raupen nötig hat. Nach dieser Wahrnehmung werden nun während der Ätzungszeit, die zehn Tage dauert, 3000 junge Raupen aufgezehrt, welche bis zu ihrer Vollkommenheit noch lange gefressen und wenigstens 45 000 Blätter nötig gehabt hätten. Wir verdanken also einem einzigen Vogelpaar den Ertrag eines ganzen Baumes. Es ist deswegen ebenso unvernünftig als grausam, wenn wir diese Vögel stören oder gar vertilgen.

12. Schonung der Singvögel.

Ein freundliches Dörfchen war von einem ganzen Wald fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blüheten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögelein. Im Herbste

aber waren alle Zweiglein reichlich mit Äpfeln, Birnen und Zwetschgen beladen.

Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vögelein mehr singen, und in den Gärten war es ganz still und traurig. Die schädlichen Baumraupen wurden sonst von den Vögeln weggefangen, aber jetzt nahmen sie überhand und fraßen Blätter und Blüten ab. Da standen die Bäume kahl wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überflusse gehabt hatten, bekamen nicht einmal einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind,
die Tierchen, die so nützlich sind!

13. Knabe und Vogel.

Vogel. Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann,
o rühre mein kleines Nest nicht an,
o sieh nicht mit deinen Blicken hin!
Es liegen ja meine Kinder drin.
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
wenn du schaust mit den großen Augen hinein.

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
flog hin und deckte die Kleinen zu
und sah so freundlich den Knaben an:
Hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan.

14. Die Schwalbe.

Die Schwalbe ist ein artiges Vögelein. Sie fliegt den ganzen Tag umher, baut ihr Nest und sucht Futter für ihre Jungen. Im Herbst geht sie fort und kommt im Frühling wieder. Den ganzen Tag lang durchschwärmt dieses muntere Tierchen die Luft und

freut sich des Lebens. Für sich und ihre Jungen fängt sie Mücken, und das ist schon recht. Aber sie frißt auch manches Bienlein, und das, meinen wir, könnte sie lieber bleiben lassen. Ihr Nest baut sie ganz zutraulich an die Häuser, ja manchmal in dieselben. Darum vergleicht sich auch David mit einer Schwalbe und sagt: Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken. Psalm 84, 4. 5.

15. Die Schwalben.

1. Mutter, Mutter, unsre Schwalben,
sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
und die Alten füttern sie.

2. Als die lieben, kleinen Schwalben
wundervoll ihr Nest gebaut,
hab' ich stundenlang am Fenster
heimlich ihnen zugeschaut.

3. Und nachdem sie eingerichtet
und bewohnt das kleine Haus,
schauten sie mit klugen Augen
gar verständig nach mir aus.

4. Ja es schien, sie hätten gerne
manches zwitschernd mir erzählt,
und es habe sie betrübet,
was zur Rede noch gefehlt.

5. Eins ums andre wie ein Kleinod
hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh doch, wie die kleinen Köpfchen
steckt hervor die junge Brut!

6. Und die Alten eins ums andre
bringen ihnen Nahrung dar.
O wie köstlich ist zu schauen
so ein liebes Schwalbenpaar!

16. Irret euch nicht! Gott läßt seiner nicht spotten.

Es sind etwa zehn Jahre her, da war in einer preußischen Stadt eine böse Seuche unter dem Vieh, und wem das Gift des gefallenen Viehes in eine Wunde kam, der starb in kurzer Zeit ohne Rettung.

Eines Sonnabends, nicht lange vor Sonnenuntergang, fährt ein Bürger dieser Stadt, eine trotzige Seele, zum Thor hinaus, um sein Heu auf der nahen Wiese zu holen. Weil von ferne der Donner sich hören läßt, hebt er die Heugabel drohend zum Himmel empor und spricht lästerliche Worte wider den, der den Donner gesendet.

Was war das? sagte er auf einmal zu seinem Dienstknechte, der mit ihm fuhr, und wischte aus dem Gesichte eine böse Fliege, welche ihn in eben dem Augenblicke gestochen hatte. Es war wohl nichts, sagte er beklommenen Herzens. Denn er merkte es wohl, das sei eine Fliege gewesen, die auf dem gefallenen Vieh gesessen hatte, und deren Stich ein tödliches Gift brachte. Und das Gesicht lief ihm auf von dem Stich der Fliege. Bewußtlos wurde er nach einer Stunde in seine Wohnung zurückgebracht. Am andern Morgen lag er tot wie einer, den die Hand des Herrn geschlagen hat.

17. Der Kirschbaum.

1. Zum Frühling sprach der liebe Gott:
Geh, deck dem Würmlein seinen Tisch!
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
viel tausend Blätter grün und frisch.

2. Und 's Würmlein, aus dem Ei erwacht's
nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
und reibt die blöden Augen aus.

3. Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
am zarten Blättlein hier und dort
und spricht: Wie ist 's Gemüs so gut!
Man kommt schier nimmer wieder fort.

4. Und aber spricht der liebe Gott:
Deck jetzt dem Bienlein seinen Tisch!
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
viel tausend Blüten weiß und frisch.

5. Und bei der Sonne Morgenlicht
schaut 's Bienlein und es fliegt heran
und denkt: Das wird mein Kaffee sein.
Sie haben kostbar Porzellan.

6. Wie sauber sehn die Tassen aus!
So steckt's sein Züngelchen hinein
und trinkt und sagt: Wie schmeckt's so süß!
Der Zucker muß doch wohlfeil sein.

7. Zum Sommer sprach der liebe Gott:
Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
viel tausend Kirschen rot und frisch.

8. Und 's Spätzlein sagt: Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang.
Das giebt mir Kraft in Mark und Bein
und stärkt die Kehle zum Gesang.

9. Zum Herbste sprach der liebe Gott:
Räum ab, sie haben alle jetzt.
Drauf kam die kühle Bergesluft,
und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

10. Die Blätter werden gelb und rot
und fallen bei des Windes Wehn,
und was vom Boden aufwärts kommt,
muß auch zum Boden abwärts gehn.

11. Zum Winter sprach Gott zum Beschluß:
Deck wacker zu, was übrig ist!
Da streut er Schnee im Überfluß.

18. Der Kuhhirte.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaum, bemerkte er, daß einige reife Kirschen auf demselben waren. Diese glänzten ihm rötlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Tier allein und kletterte auf den Baum. Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon, brach in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste, anderes zertrat sie mit ihren Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baum auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und schlug und schmähte es jämmerlich. Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernst an und sprach: Wem gebührt solche Züchtigung, dir oder dem Tiere, das nicht weiß, was rechts und links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Tier, welches du leiten solltest? Und nun übst du solch ein unbarmherziges Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde! Da schämte sich der Knabe und errötete vor seinem Vater.

19. Hier ist gegipst.

Benjamin Franklin ist seinen Landsleuten, den Nordamerikanern, nicht nur als Staatsmann sondern auch in mancher andern Weise nützlich geworden. Er war z. B. ein vorzüglicher Landwirt. Weil er den Gips auf seinem Acker benützte, so hatte er viel schönere Kleefelder als seine Nachbarn. Franklin forderte dieselben auf, das Mittel doch auch anzuwenden. Aber niemand glaubte, daß das Gipsen die Ursache des schönen Klees sei, und niemand folgte seinem Beispiel.

Da hätte ein anderer sicher gedacht: Nun, wenn ihr es nicht besser haben wollt, so lasset euern Klee ungegipst. Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Aber was that Franklin? Im Frühjahr wählte er einen Kleeacker an der Straße aus und streute in aller Stille die Worte: H i e r i s t g e g i p s t in mannsgroßen Buchstaben mit Gips auf den Klee. Den andern Teil

des Kleestücks ließ er ungegipst. Als nun später die Leute vorbeikamen, sahen sie die dunkeln, fetten Streifen im Klee. Sie fingen an zu buchstabieren und brachten bald die drei Worte heraus: Hier ist gegipst. Nun wanderte alles zu dem Acker hin, sah und las. Natürlich wirkte von jetzt an die Belehrung, welche Franklin gab.

20. Die Tauben.

Die Tauben sind schöne Vögel. Sie haben glänzende Federn und wohnen friedlich beieinander in ihrem Schlage. Sie legen jährlich zwei- bis dreimal Eier und brüten jedesmal zwei junge Täublein heraus. Sie fliegen auf das Feld, suchen Korn, Gerste, Haber, Wicken, Linsen u. dergl. und bringen davon auch ihren Jungen, die daheim bleiben, weil sie noch nicht fliegen können.

Die Tauben baden und waschen sich oft und legen ihre Federn mit den Schnäbeln ganz glatt an den Leib. Wenn sie in der Luft herumfliegen, so gucken sie immer auf den Boden herab und sind im stande, aus der Höhe ein ganz kleines Körnlein auf dem Acker zu erblicken. Sie fliegen sehr schnell. Daher hat man sie auch schon als Briefträger gebraucht, wenn man eine Nachricht schnell an einen entfernten Ort bringen wollte. Solche Briefträger mit Flügeln nennt man Brieftauben. Hat ja schon Noah eine Taube aus seiner Arche ausfliegen lassen, und diese hat ihm als Brieflein ein Ölblatt gebracht.

21. Kleine Handwerksleute.

1. Das Schwälbchen ist ein Maurer, das mauert fein und fest
hoch an des Hauses Giebel sein kleines, braunes Nest.

2. Der Buchfink ist ein Weber, und seine Kunst ist groß,
er webt am Apfelbaume sein Nestchen fein aus Moos.

3. Der Specht, der ist ein Zimmrer, der zimmert, daß es schallt,
zum Häuslein sich geschäftig den hohlen Baum im Wald.

4. Der Stieglitz ist ein Walker, zusammen filzt er fest
aus Würzelchen und Wolle für seine Brut das Nest.

5. Der Gimpel flicht ein Körbchen, das einer Wiege gleich, drin ruhen seine Kinder wie Prinzen sanft und weich.

6. Der Kuckuck lacht: Mein Weibchen, wir sehn behaglich zu, dann legst du deine Eier ins fremde Nest. Kucku!

22. Der Frosch.

Im Sumpf der Wiese und im Teiche wohnt ein lustiges Völklein. Es sind die Frösche. Abends im Frühling und im Sommer, wenn alles sich zur Ruhe begiebt, machen sie Musik. Ein alter Wasserfrosch im grünen Kleid mit drei gelben Nähten auf dem Rücken beginnt das Lied. Er streckt die langen Beine von sich, hebt den dicken Kopf mit den großen, glänzenden Augen aus dem Wasser hervor und öffnet sein weites Maul zum Gesang. Zwei dicke Schallblasen treten ihm dabei an der Seite des Halses hervor, welche den Schall verstärken helfen. Quak, quak, quak, geck, geck, geck! Und so geht's fort. Der ganze Chor der Sumpfmusikanten fällt ein. Das ist ein Ohrenschmaus! Sie werden gar nicht müde in ihrem Gesang. Dabei führen sie lustige Tänze im grünen Wassersaale auf. Ihre langen Hinterbeine sind ganz geschickt dazu. Sie haben nämlich zwischen den fünf Zehen derselben Schwimmhäute, daher können sie gut Wasser treten und geschickt schwimmen. Auch erschnappen sie bequem Mücken und Fliegen, welche über dem Wasser hinfliegen, und schonen das schlafende Wasserkäferchen nicht. Sie klappen die breite Zunge zum Maule heraus und lecken das Tierchen herunter, das am Schilfblatte ruht.

Den Winter über kriechen die Frösche in den Schlamm und verschlafen die rauhe Jahreszeit, ohne zu atmen und ohne zu fressen. Erst wenn der warme Frühlingssonnenschein hereinbricht, verlassen sie ihr Winterquartier.

23. Der dankbare Hirte.

Zwei Bischöfe ritten einmal über Feld. Da sahen sie einen Hirten stehen, der weinte bitterlich. Der eine von ihnen, ein guter, lieber Herr, ritt hin zu ihm und fragte, was ihm wäre. Aber der Hirte konnte seine Thränen nicht stillen und wollte lange nicht reden, so daß der Geistliche um ihn bekümmert wurde.

Zuletzt hob der Mann an: Darum weine ich, daß mich Gott zu einem so feinen Geschöpfe gemacht hat und nicht zu einem so ungestalteten Ding wie diese Kröte da, und daß ich solches nie erkannt und noch nie ihm Lob und Dank dafür gesagt habe. Der Bischof erstaunte über das Wort des Hirten und ritt nachdenkend weiter, denn auch er hatte dem Vater im Himmel noch nie gedankt für seine schöne Menschengestalt.

24. Tierquälerei.

Anton Steiner, ein boshafter Knabe, fing Sperlinge, Schwalben und andere Vögel, nagelte sie an Thüren und tötete sie langsam. Konnte er eine Katze oder ein Hündchen bekommen, so begoß er sie mit siedendem Wasser oder hackte ihnen Ohren und Füße ab oder stach ihnen die Augen aus. Als er einst eben einer gefangenen Lerche die Beine abknickte, kam der Prediger dazu und stellte ihm sein Verbrechen vor. Aber Anton lachte laut. Da sagte der Geistliche: Ich fürchte, die Strafe Gottes wird dich noch schwer dafür treffen, daß du seine Geschöpfe so marterst. Denke an das, was ich dir jetzt sage, wenn du einst ebenso gequält wirst.

Anton wurde aber nicht gebessert durch diese Warnung. Er wurde mit der Zeit immer grausamer, so daß er in seinem zwanzigsten Jahr einen Freund, der ihm zu scharf gegen Grausamkeit sprach, mit einem Hammer beinahe tot schlug. Er entfloh und wurde Soldat. Aber schon in der ersten Schlacht zerschmetterte eine Kanonenkugel ihm beide Beine. Er brüllte fürchterlich. Man trug ihn hinweg. Die Ärzte sagten, wenn er nicht am Brande sterben wolle, so müsse man in wenigen Augenblicken beide Beine abnehmen. Nun stellten sich dem Unglücklichen auf einmal alle Grausamkeiten seiner Jugend und die erhaltenen Warnungen vor die Seele. O, sprach er, wie manchem Tiere habe ich die Beine zerbrochen! Gott ist gerecht. Er straft mich, wie ich es verdiene. Unter fürchterlichen äußeren und inneren Qualen wurden sie ihm abgenommen.

Er lebte noch zehn Jahre als Krüppel. Ein anderer alter Soldat führte ihn auf einem Karren umher und bettelte für ihn. Wenn

dann Kinder zu dem armen Anton kamen, so erzählte er ihnen seine Geschichte und ermahnte sie, barmherzig gegen Tiere und überhaupt fromm zu sein.

25. Liebe eines Storches zu seinen Jungen.

Einst wütete ein fürchterlicher Brand zu Delft in Holland. Die Flamme ergriff auch einen Turm, auf dessen Dach sich eine Storchenfamilie angesiedelt hatte. Umsonst versuchte der Alte, seine Jungen wegzutragen. Sie waren zu schwer für seinen Schnabel. Immer höher wirbelte die Flamme und zündete jetzt schon das Nest an. Der Storch sank auf seine Kinder, bedeckte sie mit seinen Flügeln und verbrannte mit ihnen zu Asche.

26. Das Samenkorn.

1. Der Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
und wundersam, was er gesät,
das Körnlein wieder aufersteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schoß
und wickelt es im stillen los.
Ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein rötlich Haupt empor.

3. Es steht und frieret nackt und klein
und fleht um Tau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

4. Bald aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm.
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
und muß im Wind und Wetter stehn.

5. Doch schadet ihm kein Leid und Weh,
der Himmel schickt den weißen Schnee
und deckt der Erde Kindlein zu,
dann schlummert es in stiller Ruh.

6. Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
die Lerche singt, das Korn erwacht,
der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn
und schmückt das Thal mit frischem Grün.

7. Voll krauser Ähren schlank und schön
muß nun die Halmensaat erstehn,
und wie ein grünes, stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

27. Die Ährenleserin.

1. Kommt, Kinder, hinaus in das Erntefeld!
Es blinken die Sicheln, die Ähre fällt,
Gott schenket uns herrlichen Segen.
Wie stehen die Garben so reichlich umher!
Es schwanket zur Scheune der Wagen so schwer,
all' Hände so fröhlich sich regen!

2. Aber schwer gebeugt von Sorgen,
aus der Armut niedrem Haus
wandelt mit dem frühen Morgen
eine Mutter traurig aus.

3. Und sie sammelt unter Zähren
mühsam mit dem Töchterlein
von zurückgelaßnen Ähren
sich geringen Vorrat ein.

4. Doch da bricht die heitre Sonne
glänzend aus Gewölk hervor,
und getrost mit stiller Wonne
hebt die Frau den Blick empor:
Der das Heer der Sterne weidet,
der die Sonne schmückt mit Licht,
der des Feldes Blumen kleidet,
der dem Wild sein Mahl bereitet:
Vater, du verläßst mich nicht!

28. Das Gewitter.

1. Wolken kommen hergezogen,
und der Vogel singt nicht mehr.
Winde sausen hin und her,
dunkel wird's am Himmelsbogen.

2. Rote Flammen zucken nieder,
und der Donner rollt und schallt.
Rauschend über Flur und Wald
strömen Regengüsse nieder.

3. Aber wenn's auch blitzt und kracht,
stehen wir in Gottes Hand,
der den Blitz hat hergesandt
und sein liebes Kind bewacht.

29. Der Herr ist König.

Der Landgraf Philipp von Hessen ritt einst über Feld, saß stattlich zu Pferde mit Schwert und Panzer, und hinter ihm ritten seine Begleiter. Da zog ein Gewitter am Himmel herauf, und als die Reiter an einen Wald kamen, da schlug der Blitz vor dem Landgrafen krachend in eine Eiche und zerschmetterte sie. Das Roß des Landgrafen sank vor Schrecken in die Kniee, und der Landgraf fiel zu Boden. Da sprengten die Diener heran und riefen: Ach, Ihr seid doch nicht beschädigt, gnädiger Herr? Ihr habt doch kein Unglück erlitten, gnädigster Herr?

Aber der fromme Landgraf stand auf, deutete mit der Hand gen Himmel und sprach: Was nennt ihr mich Herr? Der da oben donnert, der ist der Herr, und er ging im Wetter gnädig vorüber an mir.

30. Guten Morgen.

1. Nun reibet euch die Äuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
die Lerche singt schon in der Luft,
die Blume prangt in Tau und Duft.
Guten Morgen!

2. Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
auf seinem Posten auch der Hahn,
die Tauben flattern aus dem Schlag
und sonnen sich im ros'gen Tag.
Guten Morgen!

3. Schön tönen Lieder und Schalmein,
der Herde Glöcklein klingen drein,
und seinen Morgengruß entbeut
vom Turme weithin das Geläut.
Guten Morgen!

4. Was nur die Hände rühren kann,
das schickt sich jetzt zur Arbeit an,
die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
sie drücken sich zum Gruß die Hand.
Guten Morgen!

5. Und alles regt sich nah und fern
und rüstet sich und preist den Herrn.
Ihr wollt doch nicht die letzten sein?
Drum stehet auf und stimmt mit ein:
Guten Morgen!

31. Die Schwimmer.

Bei Colombo in Brasilien wurde am Ufer eines Flusses eine Schule gebaut und ein Lehrer angestellt für die Kinder der Umgegend nicht allein diesseits sondern auch jenseits des Flusses. Es führte auch eine Brücke über das ziemlich reißende Wasser, aber wer sie überschreiten wollte, mußte Brückengeld bezahlen. Das konnten mehrere Knaben von ärmeren Eltern nicht und hätten doch gerne die Schule einen Tag wie den andern besucht. Sie baten daher den Pächter des Brückenzolls, er möchte ihnen ihre Schuldigkeit erlassen.

Da er aber den Kopf schüttelte und nicht wollte, besannen sie sich nicht lange. Sie banden sich von nun an ihre Kleider, die nur in Hemden und Hosen von dem leichtesten Baumwollenzeug bestanden, in den Nacken hinter dem Kopf zusammen und schwammen immer neben der Brücke hin und her, was ihnen der Pächter nicht

verwehren konnte, so sehr er sich auch darüber ärgerte. Einen kleinen Knaben mit einem lahmen Fuß nahmen jedesmal die zwei besten Schwimmer zwischen sich und halfen ihm über den Fluß. Der Lehrer begrüßte diese Schüler vor den anderen mit besonderer Freude und entließ sie nie ungesegnet.

32. Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft.
Die Knechte heißen Selbstgeschafft
und Spätzubett und Aufbeizeit,
die Mägde Ordnung, Reinlichkeit.
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
genannt Gebet und gut Gewissen,
die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

33. Fritz Oberlin.

1. Fritz Oberlin, der zwölfjährige Sohn eines wackern Professors in Straßburg, ging eines Tags über den Markt. Da sah er, wie einige ungezogene Knaben einem Bauernweib ihren Korb mit Eiern vom Kopfe stießen. Das Weib war trostlos. Fritz sieht die Buben mit einem durchbohrenden, strafenden Blick an, schilt ihre Unart mit dem ihm eigenen Mute tüchtig aus und tröstet das weinende Weib. Dann bittet er sie, etwas zu warten, und läuft spornstreichs nach Hause zu seiner Sparbüchse, die, wie er weiß, voll ist. Im Fluge kommt er zurück, schüttet den ganzen Inhalt der Sparbüchse in die Schürze der überraschten Bäuerin aus und ist auch sogleich wieder fort, ohne ihren Dank abzuwarten.

2. Ein andermal kam er auf dem Markte zu Straßburg an der Bude einer Kleiderhändlerin vorbei. Er sah, wie eine alte, arme Frau vergeblich bemüht war, von dem Preise eines Kleidungsstücks, das sie notwendig brauchte, etwas abzuhandeln. Der Alten fehlten noch einige Pfennige an der kleinen Summe, von welcher die Trödlerin nicht abgehen kann und will. Mehr aber hat nun einmal jene nicht, als sie bietet. Traurig geht sie weiter.

Da springt Fritz zu der Trödlerin hin, drückt ihr das noch fehlende Geld in die Hand und sagt leise zu ihr: Rufet jetzt die arme Frau zurück und lasset ihr den Rock! Darauf läuft er davon.

34. Der bettelnde Handwerksbursche.

Vor einigen Jahren stand in einer Stadt in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre und bat um einen Zehrpfennig. Als sich niemand sehen noch hören ließ, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Aber da er eine arme und kranke Frau erblickte, welche sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.

Nach ungefähr fünf Stunden kam der Handwerksbursche wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: Ach Gott, ich kann Euch ja nichts geben; ich selbst lebe von anderen guten Menschen und bin jetzt krank. Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: Eben deswegen. Anständig und freundlich trat er bis an den Tisch, nahm aus beiden Taschen verschiedene Brot- und Geldstücke, die er unterdessen gesammelt hatte, legte sie auf den Tisch und sagte mit sanftem Lächeln: Das ist für Euch, arme, kranke Frau. Dann ging er wieder fort und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Witwe eines ehemaligen Unteroffiziers. Den Namen des frommen Jünglings weiß man nicht, aber er ist gewißlich im Himmel aufgeschrieben.

35. Der Geizige.

Im Oberland wohnte ein reicher Bauer. Wenn zu diesem von Landplagen Betroffene, Abgebrannte, Überschwemmte oder andere Notleidende kamen, so war seine stehende Antwort: Ich nehme nichts, und ich gebe auch nichts. Seine Gebäude waren neu und aus Stein gebaut. In der Brandkasse hatte er sie äußerst gering versichert, nicht weil er sie im Glauben und Gebet bei Gott in Versicherung gegeben, sondern weil er glaubte, bei ihm könne gar kein Feuer ausbrechen.

Nun geschah es, daß eines Jahres nach der Ernte an einem Sonntage ein schweres Gewitter heraufzog. Es schlug in seine Scheuer. Sein ganzer Hof brannte nieder und weiter nichts. In den nächsten Tagen kam er zum Oberamtmann und bat, er möchte doch für ihn sammeln lassen. Da erhielt er aber zur Antwort: Ich nehme nichts, und ich gebe auch nichts. Ihr erhaltet Eure Versicherungssumme und keinen Pfennig mehr.

36. Sparsam ist nicht geizig.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen von Ort zu Ort, um milde Gaben einzusammeln. Da kamen sie zu einem großen Bauernhof. Der Bauer stand eben vor der Thür'. Er verwies einem Knecht ernstlich, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen habe und die Sache nicht besser verwahre. Da sie dies von weitem hörten, sagte einer zum andern: O weh, dieser Mann ist geizig, da wird's nicht viel geben!

Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauern ganz liebreich empfangen und ins Haus geführt. Sie erzählten ihm nun ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen zu essen geben, schenkte ihnen ein schönes Stück Geld und versprach, noch etliche Zentner Saatkorn in das verunglückte Dorf zu schicken. Die Männer verwunderten sich sehr über seine Wohlthätigkeit. Sie gestanden während des Essens freimütig, daß sie ihn anfangs für geizig gehalten, weil er dem Knecht wegen einer solchen Kleinigkeit einen harten Verweis gegeben hätte. Liebe Freunde, antwortete der Bauer, eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir so viel übrig, daß ich Notleidenden helfen kann.

37. Zwei Sprichwörter.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang

der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rate und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnisse, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden", gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen noch zu nagen hat.

— 38. Der Wegweiser.

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist,
zum vollen Faß? Durchs Weizenfeld
im Morgenrot mit Hack und Pflug,
bis Sternlein stehn am Himmelszelt.

2. Man schafft, solang der Tag nur hilft,
sieht nicht umher und steht nicht da.
Drauf geht der Weg durchs Scheunenthor
der Küche zu — da hat man's ja!

3. Weißt, wo der Weg zur Mark wohl ist?
Dem Pfennig nach. Merk dir die Lehr'!
Denn wer nicht auf den Pfennig sieht,
der kommt zur Mark auch nimmermehr.

4. Wo ist der Weg zur Sonntagsfreud'?
Geh stille nur dem Werktag nach
durch Werkstatt und durchs Ackerfeld.
Der Sonntag kommt schon selber nach.

5. Am Samstag ist er nicht mehr weit.
Was deckt er wohl im Körblein zu?
Denk' wohl zur Supp' ein Pfündlein Fleisch,
kann sein — ein Schöpplein Wein dazu.

6. Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr',
der Weg zum frohen Alter hin?
Grad vor sich hin in Mäßigkeit,
in Recht und Pflicht mit stillem Sinn.

7. Und kommt ein Kreuzweg, weißt du nicht,
ob rechts geht oder links der Pfad,
halt still, frag dein Gewissen erst,
's kann deutsch, gottlob! und folg dem Rat.

8. Wo mag der Weg zum Kirchhof sein?
Geh, wo du willst, was fragst du lang'?
Zum stillen Grab im Erdengrund
führt jeder Weg und jeder Gang.

9. Doch wandle du in Gottesfurcht!
Ich rat' dir, was ich raten kann.
Geheime Thür' hat jener Platz,
und jenseits grenzt noch manches dran.

39. Zinzendorf und der Räuber.

Der fromme Graf Zinzendorf wurde auf einer seiner einsamen Fußreisen einst in einem Walde von einem Räuber angefallen, der ihm sein Geld abforderte. Der Graf gab es ihm willig hin, klopfte ihm sodann zutraulich auf die Schulter und sagte zu ihm: Und nun, mein Lieber, wenn du einmal an den Galgen kommst, so erinnere dich daran, daß Jesus, das Lamm Gottes, auch für deine Sünden gestorben ist. Dann kannst du vielleicht noch zu Gnaden aufgenommen und selig werden.

Ein Jahr darauf sah er den Räuber an einem andern Ort als einen reumütigen, bekehrten Christen. Jenes Wort war ihm als ein Stachel im Herzen geblieben und ein Antrieb zu seiner Sinnesänderung geworden.

40. Der Apfelbaum.

Beim Anfang des Frühlings schwellen die Knospen an den Zweigen des Apfelbaums. Aus den rundlichen Blütenknospen entwickeln sich bald schöne Sträußchen von rosenroten Blüten, von

denen jede fünf Blumenblättchen zählt. Aus den kleineren, spitzigen Laubknospen brechen die eirunden Blätter hervor. Nach einiger Zeit welken die Blüten und das grüne Laub wird Herr. Der Kelch bricht aber nicht ab wie bei der Kirschblüte, sondern bleibt stehen und bildet später den Butzen des Apfels.

Durch den Stiel, mit welchem der Apfel am Zweige befestigt ist, wird demselben Nahrung zugeführt. Durchschneidet man die glatte Haut und das saftige, süß oder säuerlich schmeckende Fleisch des reifen Apfels, so entdeckt man im Innern ein lederartiges Gehäuse, Kernhaus genannt. Es besteht aus fünf kleinen Kämmerchen, und in jedem derselben liegen zwei schwarzbraune, längliche Samenkerne. Der Apfel gehört also wie die Birnen zum Kernobst, während Kirschen, Pflaumen und Zwetschgen Steinobst genannt werden.

Die Äpfel werden teils gemostet, teils frisch gegessen, teils gedörrt und gekocht. Ist der Apfelbaum, welcher gegen hundert Jahre alt werden kann, hinfällig und morsch geworden, so wird er umgehauen und giebt dann noch ein brauchbares Brennholz.

41. Knabe und Apfelbaum.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelstamm pflanzen. Was willst du, fragte der Knabe, mit dem knorrigen Ding machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen. Aber der Vater antwortete: Kennst du denn dieses Bäumchen, das du ein knorriges Ding nennst? Kennen? sagte der Knabe, man sieht ja wohl, was es ist. Siehe, sprach der Vater, dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher, schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüten und Äpfel tragen und wird uns dann erfreuen und laben.

Im Herbste sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er schlug einen Stab neben demselben in den Boden und band es daran. Warum thust du das? fragte der Knabe. Der Vater antwortete: Daß der Wind es nicht zerknicke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge. Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher und umgab es mit Dornen, um das Vieh abzuhalten.

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Apfelbaum geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und that einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. O weh, rief der Knabe und erschrak, nun ist alle Mühe vergebens! Der Vater aber lächelte und pfropfte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens und verband alles sorgfältig. Darauf sprach er: Siehe, wäre das Bäumchen im Walde geblieben, so würde es schief und knorrig aufgewachsen sein und hätte niemals gute Äpfel getragen.

Nach Jahren breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Äste aus und war lustig anzusehen. Denn es trug Knospen und Blüten, und im Herbst neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und rötlichen Äpfeln. Was meinst du nun? fragte darauf der Vater den Knaben. O, antwortete dieser mit Freuden, es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden. Siehe, fuhr der Vater fort, wie es die vollen Äste dir entgegenstreckt. Nun, ich schenk' es dir, Wilhelm. Es soll von nun an dein Eigentum sein.

42. Der große Birnbaum.

Der alte Ruprecht saß im Schatten des großen Birnbaums vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben. Da sagte der Großvater: Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als 50 Jahren stand ich einmal hier, wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armut. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf 100 Mark bringen könnte. Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: Das kannst du leicht, wenn du es darnach anfängst. Sieh, auf dem Plätzchen, wo du stehst, stecken mehr als 100 Mark in dem Boden. Mache nur, daß du sie herausbringst. Ich war damals noch ein unverständiger, junger Mensch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keine einzige Mark. Als der Nachbar

am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten halten mußte, und sagte: O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnbaum schenken, den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Mark schon zum Vorschein kommen.

Ich setzte den jungen Stamm ein. Dieser wuchs und wurde der große, herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er die vielen Jahre her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als 100 Mark ein, und überdies ist er noch immer ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt.

Hast einen Raum,
pflanz einen Baum
und pflege sein;
er bringt dir's ein.

— 43. Der Fliegenschwamm.

Die Schwämme bestehen aus einem Strunke, auf dem ein Dach oder Hut sich befindet. Sie entstehen und verschwinden sehr schnell. In einer einzigen Nacht sind sie oft vollständig ausgewachsen. Glaubst du wohl, daß der Schimmel am Brote, am Käse, in verdorbener Wurst u. s. w. nichts weiter ist als ein kleines Wäldchen von Pilzen?

Häufig steht in Nadelwäldern der rote Fliegenschwamm. Auf dem niedrigen Strunke sitzt ein schön gewölbter Hut. Dieser Hut sieht in der Jugend wie rotes, im Alter wie gelbliches Leder aus. Hier und da sitzen weiße Warzen auf ihm. Auch ist er stets mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogen. Der Rand des Hutes ist fein gefurcht. Die untere Seite desselben hat viele weiße, lappige Blätter. Dieser Schwamm ist sehr giftig. Die Leute kochen ihn häufig in Milch und stellen diese Brühe den Fliegen hin. Aber das sollte man nicht thun, weil dadurch schon unvorsichtige Menschen ihren Tod gefunden haben.

Doch nicht bloß der Fliegenschwamm sondern noch viele andere Pilze sind giftig. Nimm dir vor, sie alle in Ruhe zu lassen.

44. Herbst.

1. Der Wind geht übers Stoppelfeld,
hat einen rauhen Gruß vermeldt
vom düstern Herbst, dem Nebelmann,
der alle Tage regnen kann.

2. Der herbste zwar ist er noch nicht,
der kommt erst mit dem Schneegesicht.
Doch bringt er viele Blumen um
und macht des Waldes Sänger stumm.

3. Ein guter Färber ist er zwar,
versteht sein Handwerk auf ein Haar,
er färbt an Baum und Heckenzaun
das grüne Laub gelb, rot und braun.

4. Er thät' es gern in seinem Reich
dem Färbermeister Frühling gleich.
Weil Blumen er nicht machen kann,
so streicht er rot die Blätter an.

5. Doch bald gefällt's ihm selber nicht,
weil frisches Leben da gebricht;
er jagt im Sturm die Blätter fort
von Baum zu Baum, von Ort zu Ort.

6. Nimm so ein Blatt, das er verweht,
und lies, was drauf geschrieben steht:
Was blüht und glänzt, vergeht im Herbst;
mach, daß du ew'ges Leben erbst!

45. Zugvögel.

Knabe. Ihr Vögel alle, wohin? wohin?
Vögel. Nach wärmerem Lande steht unser Sinn.
Knabe. So weit über Berg und Feld und Meer?
Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?
Vögel. Der liebe Gott mit seiner Hand,
der führt uns immer ins rechte Land.

Der Knabe sah ihnen nach so weit:
Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit.
Er blickte zum Himmel dann hinan:
Herr, führ auch mich auf rechter Bahn!
Gott hörte es gerne in seiner Gnade,
bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

— 46. Das Vogelgeschrei.

Der reiche Kaufmann Sondersleben in Frankfurt am Main hielt die Gebote des Herrn, seines Gottes, wie einer, dem sie nicht bloß in die staubige Bibel auf dem Bücherbrette sondern tief ins Herz geschrieben sind. Außer seinen zwei großen Warenlagern hatte er ein Kornhaus, darin große Haufen von Roggen und Weizen aufgeschüttet waren, aber nicht zum Verkaufe sondern für die Armen. Wenn nun im Spätherbste die ersten Schneegänse hoch über das Thal hinflogen, so fing er an, zweimal in der Woche in sein Kornhaus zu gehen und so und so viel Zentner dem Bäcker neben der Domkirche abzuwägen. Der buk dann Brot daraus, soweit es reichte. Den andern Tag kamen arme Leute und holten es, gaben aber kein Geld dafür, sondern zeigten nur einen Schein des Kaufherrn und empfingen dagegen, was auf dem Blättlein geschrieben stand. Wenn die Kinder der Reichen aus der Schule gingen, blieben die armen auf ihren Bänken sitzen und warteten, bis der Bäckerknecht kam, einen großen Brotkorb auf dem Kopfe, und einem jeglichen zwei oder drei Wecken gab, außen so gelb wie eine Zitrone und innen so weiß und locker wie Baumwolle. Diese Wecken waren auch von dem Kaufherrn. Damit fuhr er fort, bis ihm das Schwalbenpaar auf seiner Hausflur ansagte, daß alle Schneegänse wieder heimgegangen wären.

Nun hätte der Schaffner längst gerne wissen mögen, warum sein Herr das Kornhaus öffnete oder schloß, wenn die Schneegänse kamen oder gingen. Deshalb befragte er ihn eines Abends im Garten um die Ursache dieses Thuns. Der Kaufherr schwieg anfangs stille. Doch darauf wandte er sich zu seinem Diener und sprach leise: Johann, ich weiß, daß du von dem allem nichts

wieder sagen wirst, solange ich lebe, darum höre! Mein Vater war ein armer Schuhflicker, und auf seinem Grund und Boden wuchs ihm nicht mehr Getreide als drei oder vier Ähren in seiner verfaulten Dachrinne, wenn ein Sperling ein Korn darin liegen ließ. Dazu hatte er sechs Kinder, und wenn er uns das Vesperbrot schnitt, erging es dem Laibchen wie dem Schnee am Bergabhang gegen Mittag. Deshalb schaffte er das Vesperbrot zwischen Martini und Lichtmeß ganz ab. Und wenn doch eins von den Kleinsten in dieser Fastenzeit die Tischlade aufzog und sie leer fand, pflegte der Vater zu sagen: Die Schneegänse sind gekommen und haben alles Brot mitgenommen. Seit dieser Zeit wird es mir immer so wunderlich ums Herz, wenn ich die Trompeter von Mitternacht höre.

So sprach der Kaufmann zu dem Schaffner. O möchten alle reichen Leute gleich ihm auf das Vogelgeschrei achten, im Winter auf die Gänse und im Sommer auf die jungen Sperlinge, welche rufen: gieb, gieb!

47. Die Kirchtürme.

Gotthold, ein aufmerksamer und nachdenklicher Jüngling, bemerkte, wie die Kirchtürme der Stadt zum Himmel ragten, und bewunderte den großen Fleiß und die vielen Kosten, welche unsere Väter auf solche Gebäude verwendet haben.

Die lieben Alten, dachte er, haben wohl bei jeder Kirche durch den Turm als durch einen großen, ausgestreckten Finger uns den Himmel zeigen und andeuten wollen, daß die Lehre, die in der Kirche gepredigt wird, der Weg zum Himmel sei, und wir bei jedem Turme denken sollen, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige suchen müssen.

48. Die edle Jüdin.

Martha, eine jüdische Witwe in Polen, lieh Geld auf Pfänder aus. Einst brachte ihr eine arme Frau ein Gebetbuch. Die Jüdin besah es und fragte die Überbringerin, warum sie gerade ein Gebetbuch versetzen wolle. Es ist mein einziger Reichtum,

sagte sie, und meine Kinder haben seit gestern kein Brot. Wie viel willst du haben? fragte die Jüdin. Wenn ich zwei polnische Gulden (80 Pfennig) bekommen könnte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause kommt, sagte die Frau.

Da sind zwei Gulden, sprach die Jüdin, und dein Buch. Ich würde mich versündigen, wenn ich dich verhinderte, zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du mich ohne Pfand bezahlen.

49. Der Hund.

Das Pferd nützt durch seine Körperkraft, die Kuh durch ihre Milch, das Schaf durch seine Wolle, der Hund aber durch seine Klugheit. Klugheit ist oft mehr wert als Wolle und Milch. Darum genießt der Hund auch die Ehre, den Menschen begleiten und mit ihm in demselben Zimmer sein zu dürfen.

Diese Auszeichnung vergilt er durch wichtige Dienste und standhafte Treue. Der Hofhund läuft während der Nacht unermüdlich im Hofe umher. Der Schäferhund verliert vom Morgen bis zum Abend keine Minute lang die Herde aus den Augen, und der Jagdhund holt das geschossene Wild selbst aus dem Wasser und bringt es freudig seinem Herrn.

Und für alle diese Dienste verlangt der Hund nichts weiter als einige Reste von unserer Mahlzeit und eine freundliche Behandlung. Redet man den Hund freundlich an und streichelt ihn, so springt er freudig an uns empor, liebkoset uns und leckt uns die Hand. Zeigt man ihm dagegen ein unfreundliches Gesicht oder schilt man ihn gar, so läuft er furchtsam aus dem Wege, duckt sich nieder und sucht sich zu verbergen.

Fremde Hunde darf man nicht anfassen, denn der Biß eines Hundes kann oft sehr gefährlich werden.

50. Fürsorge eines Hundes für einen andern.

Der Wundarzt Morand in Paris nahm einen Hund, der den Fuß gebrochen hatte, aus Gefälligkeit gegen den Eigentümer desselben zu sich und heilte ihn. Nach einiger Zeit kratzte es an

der Thüre Morands, und als dieser öffnete, trat der geheilte Hund mit einem andern ein, der ebenfalls den Fuß gebrochen hatte und sich mühsam seinem Führer nachschleppte. Morand bewunderte die Klugheit seines früheren Patienten, der den Wunsch, seinen Kameraden geheilt zu sehen, deutlich zu verstehen gab, und unterzog sich gerne diesem neuen Geschäfte.

51. Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.

Ein Landmann ging mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr hohe Buche. Er glitt aus, stürzte, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmig stehenden Ästen mit dem Kopf abwärts hangen. So schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können.

Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen. Endlich lief der eine von denselben nach Haus, erhub vor den Angehörigen seines Herrn ein klägliches Geheul, gebärdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder weg und gab auf alle Weise zu verstehen, daß man ihm folgen solle. Zuletzt ging man ihm nach. Da rannte der Hund nach dem Walde zurück, wo sein Herr hing, und lief wieder rückwärts, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug gingen. So brachte er sie zu rechter Zeit noch zu dem Baume, auf welchem sein Herr hing, und der Verunglückte ward gerettet. Der andere Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben und erhub seine Stimme, so stark er konnte, um durch sein Bellen andere Leute aufmerksam zu machen und zur Hilfe zu veranlassen.

52. Der Weinstock.

Am Boden des Gärtchens lag hilflos ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte. Seine Zweige weinten und begehrten Hilfe. Da trat der freundliche Gärtner zu ihm, hob es mitleidig auf und schlang die dürren Reben um seine Laube. Die Lüfte spielten bald lustig mit den schön gezackten Blättern, und die Glut der

Sonne durchdrang die zarten, grünen Beerlein, die zwischen Blättern sich bargen.

Und siehe, im Herbst neigte sich der Weinstock herab zu seinem Herrn. Es schmückten ihn reiche Trauben, schön rot, schwarz und weiß. Und der Mensch labte sich am erquickenden Safte, pflückte in fröhlicher Gesellschaft die Trauben, kelterte sie und gewann den feurigen Wein, der des Menschen Herz erfreut und seine Seele frisch macht. Siehe also, wie aus unansehnlichem dürren Rohre der köstliche Saft quillt.

*

Die Sonne reift's, die Hand bricht's,
der Mund ißt's, der Fuß tritt's.

53. Der Fuchs und die Trauben.

An einem Weinstocke hingen einige schöne Trauben. Der Fuchs kam vorbei, sah die Trauben und sprang aus Leibeskräften in die Höhe nach ihnen, doch er konnte sie nicht erreichen. Das verdroß ihn sehr. Aber er wollte es nicht merken lassen und sagte im Weggehen: Die Trauben sind sauer, ich mag keine davon.

— 54. Der Fuchs und der Rabe.

Ein Rabe saß auf einem Baume und hielt in seinem Schnabel ein Stück Fleisch, das er gestohlen hatte. Der Fuchs sah es und dachte: Das wäre ein Bissen für mich. Herr Rabe, fing er an, soeben komme ich aus der Stadt, dort spricht jedermann von dir. Man rühmt dein glänzendes Gefieder, deinen herrlichen Flug und vor allem deinen herrlichen Gesang. Ach laß mich doch auch einmal deine holde Stimme hören! Den Raben freute die Schmeichelei des Fuchses, er sperrte den Schnabel auf und fing an zu krächzen. In demselben Augenblicke fiel ihm das Stück Fleisch zu Boden. Der Fuchs schnappte es auf und trug es lachend in seine Höhle.

— 55. Vom Hasen.

Der Hase ist mehr ein Tier der Nacht als des Tages, an ruhigen Orten läßt er sich aber auch bei Tag blicken. Soweit er auch umherschweift, so entfernt er sich ungezwungen doch nicht weit von der Gegend, wo er geboren ist.

Um sich zu retten, zeigt er viel List. Er geht nie auf dem geraden Weg zu seinem Lager. Wenn er durch viele Gänge und Rückgänge seine Spur unkenntlich gemacht hat, nähert er sich seitwärts seinem Lager, macht etliche starke Sprünge, geht wieder etliche Schritte und macht zuletzt einen gewaltigen Sprung. Wenn frischer Schnee gefallen ist, so kann man alle seine verwirrten Gänge verfolgen. Dadurch werden die Hunde und andere Raubtiere von seiner Spur abgeführt. Oft hat er sein Lager mitten auf dem Feld in einer tieferen Furche. Da sitzt er wie eine Erdscholle platt auf den Boden gelegt mit eingezogenen Füßen und zurückgelegten Ohren ganz stille, nur ein geübtes Auge entdeckt ihn. Man kann oft ganz nahe an ihm vorübergehen, ja ihn fast treten, er bleibt liegen. Aufgejagt eilt er im Jählauf davon. Bergan holt ihn kein Hund ein, bergab überstürzt er sich leicht. Wenn ein Hase von einem Hund verfolgt wird, so duckt er sich manchmal vor demselben nieder und läßt ihn über sich hinausspringen, er aber springt dann rückwärts. Oft jagt ein verfolgter Hase einen ruhenden aus seinem Lager und ruht an dessen Stelle aus. Hat der verfolgte Hase einen Vorsprung, so richtet er sich auf und sieht zurück. Er schwimmt gut und setzt in Gefahr über große Flüsse.

Die Hasen fressen grünes Getreide, Gras, Heu, Klee, Kohl, Löwenzahn, gewürzhafte Doldenkräuter, und hauen sich durch die Saatfelder und Weinberge Gassen. Im Winter schälen sie die Rinde junger Obstbäume und thun dadurch großen Schaden. Sie schlafen mit offenen Augen. Bei gefrorenem Schnee und großer Kälte kommen oft viele um.

Die Häsin bekommt drei- bis viermal im Jahre sehende Junge, welche in einem Neste von abgefallenem Laub oder im hohen Heidegras oder in einem gescharrten Loche leben. Die Mutter ruft den Jungen durch das Zusammenschlagen ihrer Ohren, wodurch

ein Geklapper entsteht. Von den vier Jungen kommen oft nur zwei davon, indem die Häsin für dieselben nicht besonders zärtlich sorgt und sie nur sechs bis acht Tage säugt.

— 56. Die Schnecke.

Woher haben nur manche Schnecken ihr niedliches Haus? Laß dir's erzählen. Die alte Schnecke legt viele, beinahe erbsengroße Eier in den feuchten Moosrasen. Die Sonne brütet die Eier aus, und aus jedem Ei kriecht ein winziges Schnecklein mit einem kleinen Häuschen auf dem Rücken. Aber das Haus wird der Schnecke bald zu klein. Bedächtig streckt sie ihre zwei auf Stielen stehenden Augen aus. Sie schaut nach Nahrung und kriecht zum saftigen Rasen. Mit ihren zwei kleinen Zähnen beißt sie die Blätter ab und verzehrt sie. In ihrem Körper verwandeln sich diese in einen glänzenden Schleim. Damit hält sich die Schnecke fest, wenn sie kriecht. Eben aus diesem Schleim baut sie sich auch ein neues, größeres Häuslein, allmählich einen Ring nach dem andern, bis eine neue Windung fertig ist. Niemand sieht's dem gelb- und braungestreiften Schneckenhause an, daß es vom Gras und von den Blumen herstammt. So verwandeln sich auch Brot und Fleisch in die festen Knochen unseres eigenen Körpers.

Das Haus vertritt bei der Schnecke die Stelle der Knochen. Sie ist an dasselbe angewachsen und kann es nicht verlassen. Wenn es Winter werden will, zieht sie sich ganz in ihre Wohnung zurück, macht aus Schleim eine Thüre davor und schläft darin, bis der Frühling sie wieder weckt. Mitunter kommen aber auch wohl während des Winters Vögel und suchen die schlafende Schnecke auf. Sie zerschellen das Schneckenhaus an einem Stein und verzehren die Bewohnerin. Ist die Schnecke alt geworden, so schließt sie ihre Thüre wohl noch einmal, öffnet sie aber nicht wieder. Das Häuschen ist jetzt ihr Sarg, zu dem sie sich selber den Deckel bereitet. Hier verwest sie. Dabei fließt aus dem Gehäuse ein dunkles Wasser, das in die Erde tröpfelt. Das Schneckenhäuschen dient sodann kleinen Käfern zur Wohnung oder Kindern zum Spielzeug, bis es zerbricht und wieder zu Erde wird, davon es genommen ist.

57. Kutschenpferd und Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde ziehn
und wiehert' stolz herab auf ihn.
Wann, sprach es und begann sich schön zu heben,
wann kannst du dir ein solches Ansehn geben,
und wann bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen!
Denn baut' ich nicht mit Fleiß das Feld,
wie würdest du den Haber kriegen,
der dich so frisch und stolz erhält?

— 58. Martinus.

Martinus war der Sohn eines heidnischen Obersten und wurde nach dem Willen seines Vaters Soldat. Allein der heidnische Gottesdienst gefiel ihm nicht, er besuchte vielmehr heimlich die Versammlung der Christen und ließ sich endlich taufen. Später bekehrte er seine eigene Mutter und wurde sogar Bischof. Dieses Amt erhielt er wegen seiner besondern Frömmigkeit. Denn als Soldat nahm er nicht den geringsten Anteil an dem weltlichen und rohen Leben seiner Kameraden. Er fluchte niemals, schalt sogar seine Untergebenen nicht mit harten Worten. Niemals hat er geplündert oder die friedlichen Leute geängstigt. In der Schlacht war er tapfer, außer derselben aber sanft.

Einst ritt er bei scharfer Kälte über Land. Da sah er einen armen Greis in zerlumpten Kleidern, der vor Frost zitterte und fast erstarrt war. Martinus wurde so gerührt durch den Anblick des Alten, daß er seinen Kriegsmantel nahm, mit dem Schwerte denselben in der Mitte auseinander teilte und dem Armen die Hälfte gab.

Einmal reiste Martinus durch ein ödes Gebirge und wurde von Straßenräubern angefallen. Schon hatte einer die Axt geschwungen, um dem Wandersmanne den Kopf zu spalten, da wurde er von dem Blicke des frommen Mannes so getroffen, daß er die Axt sinken ließ und von der Zeit an

sich auch gebessert hat. Dem Andenken des Martinus ist der elfte November als der Tag Martini geweiht. Weil Doktor Luther an diesem Tage im Jahr 1483 getauft worden ist, hat er den Vornamen Martin erhalten.

59. Der Winter.

1. Der Winter ist ein geschickter Mann,
weiß streicht er Dächer und Felder an.
Der Winter ist ein Konditor auch,
verzuckert jeden Baum und Strauch.

2. Der Winter ist auch ein Juwelier,
und mit Rubin, Diamant, Saphir
verziert er Stauden und Gras und Schilf,
gewährt die Sonn' ihm ein wenig Hilf'.

3. Auch ist der Winter ein Zimmermann,
der feste Brücken erbauen kann.
Er baut sie auf wohl in einer Nacht;
das hat noch keiner ihm nachgemacht.

4. Und was noch weiter kein Zimmermann
ihm nachthun will oder nachthun kann:
er baut die Brücken der Länge nach,
deckt ganze Flüsse mit einem Dach.

5. Ein guter Schreiner, das ist er auch,
kocht ohne Feuer und ohne Rauch
und ohne Pfanne sich seinen Leim
und leimt zusammen Stein und Bein.

6. Und wie geschickt er als Gärtner ist!
Wo niemand pflanzet und niemand gießt,
läßt über Nacht er die Blumen blühn
und stellt sie morgens ans Fenster hin.

7. Du fragst, von wem er das alles lern'?
Das hat er alles von meinem Herrn.
Ach, pflanzt er dem schon so vieles ein,
was wird er mir, seinem Kind, verleihn!

— 60. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen auf, die von des Landmanns Tische fielen. Auch hielten die Kinder im Hause das Vöglein lieb und wert. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast flog wieder in das nahe Wäldchen, baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Der Winter aber kehrte wieder, und siehe, da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann und seine Kinder freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den kleinen Äuglein zutraulich umherschauten. Die Kinder sagten: Die Vöglein sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten. Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.

61. Vogel am Fenster.

1. An das Fenster klopft es: pick! pick!
Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
habe kein Futter, erfriere bald.
Liebe Leute, o laßt mich ein!
Will auch immer recht artig sein.

2. Sie ließen ihn ein in seiner Not.
Er suchte sich manches Krümchen Brot,
blieb fröhlich manche Woche da.
Doch als die Sonne durchs Fenster sah,
da saß er immer so traurig dort,
sie machten ihm auf: husch! war er fort.

62. Das Büblein auf dem Eis.

1. Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis.
Büblein geht auf den Weiher
und spricht so zu sich leis:
Ich will es einmal wagen,
das Eis, es muß doch tragen.
Wer weiß?

2. Das Büblein stampft und hacket
mit seinen Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
und krach! da bricht's hinein.
Das Büblein patscht und krabbelt
als wie ein Krebs und zappelt
mit Schrei'n.

3. O helft, ich muß versinken
in lauter Eis und Schnee!
O helft, ich muß ertrinken
im tiefen, tiefen See!
Wär' nicht ein Mann gekommen,
der sich ein Herz genommen,
o weh!

4. Der packt es bei dem Schopfe
und zieht es dann heraus,
vom Fuße bis zum Kopfe
wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
der Vater hat's geklopfet
zu Haus.

63. Die A-B-C-Schützen.

Rate, was ich habe vernommen:
Es sind zwanzig fremde Gesellen ins Land gekommen,

zu malen schön und säuberlich,
doch keiner einem andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
nur konnte keiner ein Wort sprechen,
und damit man sie sollte verstehn,
hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut':
der erst' erstaunt, reißt 's Maul auf weit,
der zweite wie ein Kindlein schreit,
der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
der vierte wie ein Fuhrmann rief,
der fünft' gar wie ein Uhu thut.
Das waren ihre Künste gut.
Damit erhoben sie ein Geschrei,
füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

— 64. Vom Lernen.

Lerne was, so kannst du was!

Man hält es öfters für unrecht, wenn man mehr lernt, als man meint, daß man in Zukunft brauchen werde, und die meisten wollen nur eben so viel lernen, als sie glauben, daß sie inskünftige nötig haben werden. Wenn aber einer nicht mehr Rettichkörner stecken wollte, als er künftig Rettiche bekommen will, so würde es ihm gewiß fehlen, indem nicht alles gerät, was man sät. So geht es auch bei dem Lernen. Denn es bleibt nicht alles, was man lernt. Daher muß man so viel in seiner Jugend lernen, daß auch etwas davongehen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft brauchen werde. Man wird auch keinen gescheiden Menschen klagen hören, daß er zuviel gelernt habe, sondern vielmehr, daß es ihn reue, daß er nicht mehr gelernt habe. Bettelleute haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nötig. Wenn man aber eine rechte Haushaltung führen will, so wird vieles dazu erfordert. Wenn man ein schlechter Mensch werden will, so braucht man nicht viel zu lernen. Wenn man aber recht brauchbar werden will, so muß man in seiner Jugend so viel lernen, als

man kann, zumal der Geschickteste nicht so viel kann, daß er mit Recht sagen könnte, er wäre nur dem geringsten Ämtlein vollkommen gewachsen.

65. Die Geschichte vom dummen Hänschen.

1. Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel.
Kaminfeger will er werden, doch das scheint nicht nobel.
Hänschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken.
Hänschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken.
Hänschen will ein Weber werden, doch das Garn zerreißt er.
Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann!

2. Hänschen will ein Schlosser werden, sind zu heiß die Kohlen.
Hänschen will ein Schuster werden, sind zu hart die Sohlen.
Hänschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen.
Hänschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen.
Hänschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister.
Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann!

3. Hänschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende.
Drüber ist die Zeit verronnen, schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden, und er sitzt voll Sorgen,
hungert, bettelt, weint und klagt, abends und am Morgen:
Ach, warum nicht war ich, Dummer, in der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne, dummer Hans nur heiß' ich.
Ach, nun glaub' ich selbst daran, daß aus mir nichts werden kann.

66. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigenes Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen. Das Büblein sprach: Wie lauten die drei Fragen? Der König sagte: Die erste lautet: Wieviel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer? Das Hirtenbüblein antwortete: Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wieviel Tropfen im Meere sind.

Der König sprach: Die andere Frage lautet: Wieviel Sterne stehen am Himmel? Das Hirtenbüblein sagte: Gebt mir einen großen Bogen weißes Papier. Dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: So viel Sterne stehen am Himmel als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur. Aber niemand war dazu im stande.

Nun sprach der König: Die dritte Frage lautet: Wieviel Sekunden hat die Ewigkeit? Da sagte das Hirtenbüblein: In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe und eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe. Dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.

Der König sprach: Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind.

67. Nußsäcklein.

Wer will jetzt mit seinen Backen
ein paar Dutzend Nüsse knacken?
Beißt nur, daß die Schale kracht,
doch nehmt auch den Kern in acht!
1. Welcher Kopf hat keine Nase?
Welche Stadt hat keine Straße?
Welcher Laden hat keine Thüre?
Welches Netz hat keine Schnüre?
Welcher Flügel hat keine Feder?
6. Welche Mühle hat keine Räder?
Welcher Mantel hat keinen Kragen?
Welcher Bauer hat keinen Wagen?
Welches Wasser hat keine Quelle?
Welcher Schneider hat keine Elle?
Welcher Hut hat keinen Rand?
12. Welcher König hat kein Land?
Welche Nadel hat kein Öhr?
Welche Mühle hat kein Wehr?
Welches Pferd hat keinen Huf?
Welcher Hahn hat keinen Ruf?
Welches Pflaster hat keinen Stein?
18. Welcher Stern hat keinen Schein?
Welches Faß hat keinen Spund?
Welches Haus hat keinen Grund?
Welche Glocke giebt keinen Schall?
Welcher Ball thut keinen Fall?
Welche Jungfer trägt kein Geschmeid'?
24. Welcher Mann hat nie ein Kleid?
So, nun beißt und knackt gescheid!

68. Der Christengel.

1. Gestern nach dem Abendläuten
pocht's am Fenster außen.
Denk' ich, was soll das bedeuten?
Wer ist da noch draußen?

2. Sachte mach' ich auf, da blinkt es,
und da rauscht's und fächelt's.
Und ein Englein, freundlich winkt es,
lieblich spricht's und lächelt's:

3. Vater, folgen dir die Kinder,
sind sie fromm und fleißig?
Denn gar prächtig diesen Winter
stehen Baum und Reisig.

4. Sind sie brav, werd' ich schon morgen
für den Weihnachtsgarten
einen Weihnachtsbaum besorgen,
wie sie's kaum erwarten.

5. Oben auf dem höchsten Gipfel
soll ein Englein schweben,
rings und rundum soll den Wipfel
Licht an Licht umgeben.

6. Hängen sollen an den Zweigen
Gold- und Silbersterne,
Äpfel, Birnen, Datteln, Feigen,
Nuß- und Mandelkerne.

7. Unten sollen stehn in Rasen
Hirt und Hund und Karren,
sollen Schaf und Lämmer grasen,
Hahn und Hühner scharren.

8. Endlich zu den Zuckerhütchen
mein- und deinetwegen
werd' ich auch ein Birkenrütchen
heimlich dazu legen.

9. Doch, eh' ich mich konnte fassen,
Antwort ihm zu geben,
sah ich 's Englein durch die Gassen
schon von hinnen schweben.

10. Früh, wenn noch die Sterne funkeln,
will ich euch ermuntern,
stille fein zu sein im Dunkeln,
und ihr sollt euch wundern.

11. Könnt ihr nur vor allen Dingen
fein geduldig warten,
wird's den größten Baum euch bringen
und den schönsten Garten.

69. Das höchste Gebot.

Als der Apostel Johannes sein höchstes Alter erreicht hatte, war er zu schwach in die Versammlungen zu gehen. Er ließ sich von Jünglingen dahin tragen. Viel konnte er nicht mehr sprechen. Aber er wiederholte immer die Worte: Kindlein, liebet euch untereinander! Und als er gefragt wurde, warum er immer dieses eine Wort wiederhole, war seine Antwort: Weil dieses das Gebot des Herrn ist, und weil genug geschieht, wenn nur dieses eine geschieht.

Joh. 13, 34.

70. Der kleine Beter.

In einer Stadt in Württemberg lebte eine fromme Frau, alt und gebrechlich, welche in den ersten Jahren ihres Hausstandes an einem ihrer Kinder folgende frohe Erfahrung machen durfte.

Eine bedenkliche Krankheit hatte sie darniedergeworfen, und ihr Mann schaute samt ihr mit angstvollem Herzen auf ihr Häuflein von Kindern, das der erziehenden Hand der Mutter noch so lange bedurft hätte. Als nun eines Tages gleichfalls Vater und Kinder in solcher zaghaften Stimmung das Bett der Mutter umstanden, trat eines derselben, ein kleiner Knabe, zur Mutter hin und sagte: Mutter, ich will mit dir beten, aber ihr, Vater und Geschwister, müsset alle hinausgehen. Der Vater antwortete: Kind, ich höre dich

auch gerne beten. Nein, sagte der Knabe, du mußt auch hinausgehen. Der Vater ging mit den anderen Kindern und horchte von außen zu.

Der Knabe rückte einen Stuhl an das Bett der Mutter, stieg hinauf und sprach mit erhobenem Zeigefinger: Mutter, vertrau auf Gott, er hilft in Not! Dann stieg er wieder herab, schrieb diese Worte auf ein Stück Papier, holte seine Farbtäfelein und umfaßte die Worte mit farbigen Strichen. Als er fertig war, trat er wieder zur Mutter und drückte es stille in ihre Hand.

Die Mutter lebte noch lange freudig in ihrem Gott trotz der schmerzhaften und langwierigen Leiden, welche sie der Auflösung zuführten. Sie erlebte auch noch die Freude, daß ihr Sohn Hochzeit machte. Da sie aber derselben nicht anwohnen konnte, sandte sie ihm als Hochzeitgeschenk eine silberne Zuckerdose und darin das Stück Papier mit dem Sprüchlein, das indessen zwanzig Jahre lang der Mutter als Zeichen in ihrem Gesangbuch gedient hatte. Matth. 11, 25.

71. Ehre Vater und Mutter!

Heinrich Stilling teilt aus seiner Jugenderinnerung eine Geschichte mit, die einer seiner kleinen Kameraden ihm und seinen Gespielen erzählte.

Neben uns, so hob dieser an, wohnt ein alter Mann Namens Frühling. Ihr wißt, wie er dahergeht und so an seinem Stock zittert. Er hat keine Zähne mehr, auch hört und sieht er nicht viel. Wenn er denn so da am Tische saß und zitterte, so verschüttete er immer vieles, auch floß ihm zuweilen etwas wieder aus dem Munde. Das ekelte dann seinem Sohne und seiner Schwiegertochter, und deswegen mußte der alte Großvater endlich hinter dem Ofen im Eck essen. Sie gaben ihm etwas in einem irdenen Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Ich habe ihn wohl sehen essen. Er sah so betrübt nach dem Tisch, und die Augen waren ihm dann naß. Nun hat er vorgestern

sein irdenes Schüsselchen zerbrochen. Die junge Frau keifte sehr mit ihm. Er sagte aber nichts, sondern seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Pfennige, daraus mußte er gestern mittag zum erstenmal essen.

Wie sie so dasitzen, so schleppt der kleine Knabe von vierthalb Jahren auf dem Boden kleine Brettchen zusammen. Der junge Frühling fragte: Was machst du da, Peter? Ho, sagte das Kind, ich mache ein Tröglein. Daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin. Der junge Frühling und seine Frau sahen sich eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn mitessen.

72. Kosciuszkos Pferd.

Kosciuszko, ein polnischer Kriegsheld, hielt sich in seinem Alter in der Schweiz auf. Er wünschte einmal einem Freunde in Solothurn etwas zu senden und gab daher einem jungen Mann Namens Zeltner den Auftrag, mit seinem Pferd, das er gewöhnlich ritt, das Geschenk nach Solothurn zu überbringen.

Als Zeltner zurückkam, sagte er: Ihr Pferd reite ich nicht mehr, wenn Sie mir nicht auch zugleich Ihre Börse mitgeben. Warum das? fragte Kosciuszko. Sobald ein armer Mann auf der Straße seinen Hut abnahm, sagte Zeltner, und um ein Almosen bat, so stand das Pferd augenblicklich still und ging nicht eher von der Stelle, bis der Bettler etwas empfangen hatte. Als mir endlich das Geld ausging, wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich that, wie wenn ich etwas gäbe, weil anders das Tier nicht zufriedengestellt werden konnte.

73. Sprichwörter.

1. Das Werk lobt den Meister.
2. Ein Pfennig erspart ist ein Pfennig gewonnen.
3. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer.
4. Geduld ist ein Pflaster für alle Wunden.

5. Gleiche Brüder, gleiche Kappen.
6. Hunger ist der beste Koch.
7. Nach dem Regen kommt Sonnenschein.
8. Not bricht Eisen.
9. Viele Tropfen geben auch einen Bach.
10. Wer den Kern essen will, muß die Nuß aufmachen.
11. Wer im Sommer nicht mag schneiden, muß im Winter Hunger leiden.
12. Wie man in den Wald ruft, so hallt es wider.

74. Vom Elefanten.

1. Ein Elefant, der so zahm war, daß er in den Straßen von Neapel frei umhergehen durfte, wurde manchmal von den Arbeitern am königlichen Schloß als Handlanger benützt. Namentlich trug er ihnen in einem kupfernen Kessel Wasser herbei.

Er bemerkte, daß die schadhaften Wasserkessel zum Kupferschmied geschickt wurden, um ausgebessert zu werden. Eines Tags brachte auch er seinen Kessel, der ein Loch bekommen hatte. Der Kupferschmied besserte ihn aus, aber nicht sehr genau, denn der Kessel rann noch immer. Der Elefant ging zum Brunnen, füllte den Kessel und hielt ihn dann dem Kupferschmied so über den Kopf, daß er vom Wasser bespritzt wurde. Der Handwerker merkte sein Versehen, verbesserte es, und der Elefant setzte seine Arbeit weiter fort.

2. In einer Stadt in Indien war ein Elefant gewohnt, von einer Gärtnersfrau, so oft er über den Markt an ihr vorbeigetrieben wurde, eine Handvoll frischer Kräuter zu erhalten. Einstmals geriet dieser Elefant in Raserei, riß sich los und jagte alle Menschen vom Markte. Auch die Gärtnersfrau lief fort, ließ aber vor Schrecken ihr kleines Kind zurück, das sie bei sich hatte. Der Elefant kam plötzlich an die Stelle, wo seine Wohlthäterin zu sitzen

pflegte. Kaum aber erblickte er das arme Kind, so verwandelte sich seine Wut in Sanftheit. Er hob das zitternde Kind freundlich auf und setzte es unversehrt auf das Dach einer benachbarten Krämerbude.

— 75. Kampf mit einer Schlange.

Ein Engländer fuhr eines Tages in einem Kahn auf einem Flusse in Guyana. Es war prächtiges Wetter, und er und seine Begleiter ruderten fröhlich dahin. Auf einmal wurde einer der Indianer eine Schlange gewahr, die schwimmend über den Fluß setzte. Anfangs hielten die Leute still, um die Schlange zu sehen. Als man sich aber überzeugte, daß das Tier auf den Kahn zukam, rief der Engländer den Ruderern zu, sie sollten sich möglichst beeilen. Allein es war zu spät.

Die Schlange hatte sie bald eingeholt, und es erfolgte ein hitziger Kampf. Die Indianer schlugen mit ihren Ruderstangen heftig auf sie. Über diesen Empfang aber wurde das Tier wütend. Es nahm einen Schwung über ihre Köpfe weg und stürzte sich mitten unter sie in den Kahn hinein. Augenblicklich sprangen alle Indianer hinaus ins Wasser und schwammen mit aller Macht, um dem gefährlichen Feind zu entfliehen.

Nur der Engländer war noch mit der Schlange allein im Kahn. Ein entsetzlicher Anblick! Aber er hatte Geistesgegenwart genug, daß er seinen Hirschfänger faßte und in dem Augenblick, wo das Ungetüm auf ihn stürzen wollte, ihm einen Hieb unter dem Kopf beibrachte, der glücklicherweise einen Halswirbel durchschnitt. Die Schlange fiel kraftlos in den Kahn nieder, wo sie mit einigen weiteren Hieben vollends erlegt wurde. Sie war zehn Meter lang und so dick als ein Mann am Schienbein.

76. Vom Mäuslein.

1. Die Köchin spricht zum Koch:
Fang mir das Mäuslein doch!
Es ist nichts sicher in Küche und Keller,
weder in der Schüssel noch auf dem Teller.

Wo was liegt, da frißt es,
wo's was riecht, da ißt es,
wo ein Braten dampft,
kommt das Mäuslein und mampft,
in den Küchenkasten hat es gebissen ein Loch.
Komm, fang mir das Mäuslein doch,
und jag es wieder auf die Felder
oder in die Wälder!

2. Da macht der Koch ein Gesicht und spricht:
Mäuslein, Mäuslein, bleib in deinem Häuslein!
Nimm dich in acht heut' nacht!
Mach auch kein Geräusch,
und stiehl nicht mehr das Fleisch,
sonst wirst du gefangen und aufgehangen!
Der Koch aber deckt zu alle Schüsseln,
stellt auf die Falle hinten im Eck
und thut hinein den Speck,
sperrt die Küche zu,
geht und legt sich zur Ruh'.

3. Das Mäuslein aber ist ruhig
und spricht: Was er sagt, thu' ich.
Aber es hat nicht lange gedauert,
kommt schon das Mäuslein und lauert
und spricht: Wie riecht der Speck so gut!
Wer weiß, ob's was thut?
Nur ein wenig möcht' ich beißen,
nur ein wenig möcht' ich speisen.
Einmal ist keinmal.
So spricht fein Mäuslein und schleicht,
bis es die Falle erreicht.
Es duckt sich und buckt sich,
ringelt das Schwänzlein
wie ein Kränzlein,
setzt sich ins Eck

und ergötzt sich am Speck,
reißt, beißt und speist.
Platsch! thut's einen Knall,
und — zu ist die Fall.
Das Mäuslein zittert vor Schrecken
und möcht' sich verstecken.
Aber wo es will hinaus,
ist zugesperrt das Haus.
Es pfeift und zappelt,
es kneift und krabbelt.
Überall ist ein Gitter, und das ist bitter,
überall ist Draht, und das ist schad.
Leider kann 's Mäuslein nicht weiter.
Wär's nur gewesen gescheider!

4. Endlich wird es Morgen.
Da kommt die Köchin und will besorgen
den Kaffee und den Thee.
Da sieht sie, was vorgegangen,
und wie das Mäuslein ist gefangen.
Ganz sacht schleicht sie hin und lacht:
Haben wir endlich erhascht
das Mäuslein, das immer genascht?
Siehst du: Einmal ist nicht keinmal.
Wärst du geblieben in deinem Loch,
gefangen hätte dich nicht der Koch.

77. Die dankbare Maus.

Einige mutwillige Mäuslein spielten an einem Baum, in dessen Schatten der Löwe eingeschlafen war. Auf einmal sprang eine von ihnen fehl und gerade auf des Löwen Rücken. Zornig fuhr er auf und packte das zitternde Tierchen. Ach, Herr Löwe, sprach die Maus, seid gnädig, schenkt mir das Leben! Ich will Euch auch immer dankbar sein. Der Löwe schämte sich, gegen ein so schwaches Tierlein seine Kraft anzuwenden, und sprach: Ich will dich frei lassen, weil es sich nicht schickt, daß

ein Starker einem Schwachen Leides thut. Deine Dankbarkeit aber wird mir nichts helfen. Das Mäuschen lief fort und war froh, so davongekommen zu sein.

Nach einigen Tagen entstand ein furchtbares Geheul in dem Walde. Die übrigen Tiere erschraken, die Maus aber erkannte die Stimme des Löwen. Sogleich eilte sie dahin, wo das Gebrüll herkam, und fand den Löwen in einem Netze stecken, das der Jäger ihm gestellt hatte. So stark er war, die vielen Riemen und Stricke konnte er doch nicht zerreißen. Die Maus aber sprach: Seid gutes Muts, Herr Löwe! Ich habe scharfe Zähne, ich will Euch schon Luft machen. Sofort machte sie sich an die Stricke und nagte einen nach dem andern durch. So bekam der Löwe Luft und konnte die übrigen vollends zerreißen.

Als er frei war, schüttelte er sich und sprach: Man soll doch nicht auf seine Stärke allzusehr trauen und kleine Freunde nicht verachten. Heute habe ich gesehen, daß auch der kleinste uns aus der Not helfen kann. Er blieb sein Leben lang ein guter Freund von der Maus und die Maus eine Freundin des Löwen.

78. Mut einer Katze.

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges.

Der Habicht ließ es fahren, wendete sich aber gegen die große Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag, seinen spitzigen Schnabel und seine scharfen Klauen eine Zeit lang die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die arme Katze und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Mut nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort.

Die Katze war beinahe erschöpft. Durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie ihrem grimmigen Wüterich den Kopf ab. Dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihre Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Tierchens gehauen hatten, und schnurrte, indem sie es liebkosete, als wenn nichts vorgefallen wäre.

79. Der Sperling.

Wer hat wohl noch keinen Spatzen gesehen? Jedes Kind kennt ihn. Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopfe stecken ein paar rote, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmert. Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Er giebt sich nicht die geringste Mühe verständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in den Hals kommt. Seinem Anzuge sieht man es sogleich an, daß Eitelkeit nicht sein Fehler ist. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht gleich Schmutzflecken sehen kann. Er treibt sich damit auf dem Miste, im Kote, in Lachen und auf den Feldern herum. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke. Dabei giebt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hört. Jeder Platz ist ihm zu seinem Neste recht: ein Palast oder eine Strohhütte, ein herrliches Denkmal von Marmor oder ein alter Topf, das ist ihm einerlei.

Die Sorge für seinen Unterhalt treibt den Sperling vom Morgen bis zum Abend umher. Überall hat er seine Augen, wo es etwas zu fressen oder zu naschen giebt. Hält ein Fuhrmann mit seinem Gespanne vor einem Wirtshause und der Hausknecht bringt den Futtertrog, so ist auch der Spatz sicher da und holt sich seinen Teil Haber oder Brot. Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brot für die Hühner, so läßt der Herr Spatz gewiß nicht lange auf sich warten. Kaum fangen die Kirschen an sich zu färben, so holt er sich eine Probe davon. Sind sie erst reif, so kommt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht mehr

von ihnen weg. Daneben ist er noch ein rechter Feinschmecker und ein Leckermaul. Zuckererbsen, ehe sie hart werden, und Getreide, wenn die Körner noch voll Milchsaft sind, mag er am liebsten. Kann er aber dergleichen Leckerbissen nicht haben, so stillt er auch seinen Hunger mit Raupen, Maikäfern und Würmern.

Drei Viertel des Jahres lebt der Sperling im Überflusse. Aber im Winter treiben ihn Kälte und Mangel in die Straßen der Städte, in die Höfe, Ställe und Scheunen des Landmanns. Dann schaut er nicht selten mit kläglicher Miene in unsere Fenster und läßt sich die Bitte um ein Almosen nicht verdrießen.

80. Der Pfau.

Der Pfau ist ein wunderschöner Vogel. Am Halse ist er glänzend blau. Auf dem Kopfe trägt er einen kleinen Federbusch wie einen Strauß. Sein Schwanz ist sehr lang und überaus schön. Der Pfau kann damit ein Rad schlagen. Alle Jahre im Herbst verliert er seine schönen Federn. Die Füße sind nicht schön. Sein Geschrei ist sogar sehr häßlich. Er kann auf die höchsten Häuser und Bäume fliegen. Gerste, Haber, Roggen und Wicken frißt er gern. Das Weibchen legt acht bis zwölf Eier. Es brütet seine Eier entweder selbst aus, oder man legt dieselben einer Bruthenne unter. Der Pfau wird oft zwanzig Jahre alt.

81. Der Igel.

Der Igel ist so groß wie eine Katze. Seine Schnauze ist einer Hundsschnauze ähnlich. Auf dem Rücken ist er mit Stacheln bedeckt. Er kann sich ganz zusammenrollen, dann sieht er aus wie eine stachelige Kugel. Man kann ihn nicht mit den Händen angreifen. Der Igel hält sich in Gärten und Wäldern, Gebüschen und Steinhaufen und auch in Löchern unter der Erde auf. Er frißt Obst, Kartoffeln und Rüben, Ratten und Mäuse, Spinnen und Heuschrecken, Kröten und Frösche. Den ganzen Winter schläft er in seinem Loch.

82. Das Salz.

Das Salz holen wir vom Kaufmann, der Kaufmann aber kauft es in den Salzsiedereien. Dort macht man es aus Wasser, aber nicht aus gewöhnlichem Wasser, sondern aus solchem, in welchem Salz aufgelöst ist. Das Salz findet sich nämlich in der Erde und ist dort fest wie ein Stein. Man nennt es darum auch Steinsalz. Fließt nun über das Steinsalz Wasser hin, so wird etwas davon aufgelöst. Solches Wasser schmeckt sehr salzig. Die Bergleute nennen es Sole. In den Salzsiedereien läßt man das Wasser der Sole durch die Luft und durch Feuer verdunsten und bekommt dann das Salz. Es sieht schön weiß aus, macht die Speisen schmackhaft und bewahrt das Fleisch vor Fäulnis und Verderben. Zu seinen Jüngern sagte Jesus einmal: Ihr seid das Salz der Erde.

83. Seelengröße einer Dienstmagd.

Ein Müller in Franken hörte des Abends seinen Hund, der gewöhnlich angelegt war, mit der Kette durchs Haus rasseln und befahl seiner Magd ihn wieder anzuketten. Kaum aber war sie aus der Stube getreten, als sie vom Hunde angefallen und durch einige Bisse verwundet wurde. Auf ihr Geschrei wollte der Müller mit den Seinigen zu Hilfe eilen. Sogleich aber faßte sie sich, riß die Thüre zu und rief: Bleibt, bleibt! Der Hund ist toll. Ich bin schon gebissen und will ihn allein anlegen. Sie schleppte ihn mit sich fort und empfing noch einige Wunden, ohne ihn loszulassen. Sie band ihn an, und so wurde er getötet.

Der Müller eilte sogleich nach einem Arzte. Die Wunden der armen Magd aber waren zu zahlreich, als daß man hätte hoffen können, das Eindringen des Wutgiftes ganz zu hindern. Sie selbst gab sogleich alle Hoffnung auf, ging ruhig in ihre Kammer, warnte noch jedermann, ihr zu nahe zu kommen, wenn die schrecklichen Wirkungen des Giftes

sich äußern sollten, und erwartete nun mit Ergebung ihr Schicksal. Nach einigen Tagen zeigten sich die ersten Anfälle. Aber ohne daß diese zu einem allzu heftigen Ausbruch kamen, gab sie, von allen edeln Menschen bewundert und beweint, ihren Geist auf.

84. Sinnspruch.

Glaub nicht alles, was du hörst,
thu nicht alles, was du magst,
sag nicht alles, was du weißt,
brauch nicht alles, was du hast,
kauf nicht alles, was du siehst:
so bleibst du wohl zu jeder Frist. Luther.

85. Der gewissenhafte Indianer.

Ein Indianer in Amerika hatte seinen Nachbar um etwas Tabak gebeten. Dieser griff in seine Tasche und gab ihm eine Handvoll. Am andern Morgen kam der Indianer wieder und brachte einen Vierteltaler, der unter dem Tabak gewesen war, zurück. Als ihn einige bereden wollten, er solle das Geld behalten, legte er die Hand aufs Herz und sagte: Hier im Herzen habe ich einen guten und einen bösen Menschen. Der gute Mensch hat gesagt: Das Geld gehört dir nicht; gieb es seinem Herrn zurück! Der böse Mensch sagte mir: Man hat es dir gegeben, es gehört dir. Der gute sagte darauf: Das ist nicht wahr; der Tabak gehörte dir, aber das Geld nicht. Der böse Mensch sagte dann wieder: Beunruhige dich nicht; geh und kaufe Branntwein dafür!

Ich wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Endlich, um zur Ruhe zu kommen, legte ich mich zu Bette. Aber der böse Mensch und der gute Mensch haben sich die ganze Nacht hindurch gezankt, so daß ich keine Ruhe hatte; ich mußte das Geld wieder bringen. Gal. 5, 17. 18.

86. Beispiel unserer Voreltern.

Unsere Väter waren frömmer als wir, und ihre Gottesfurcht ging über in Sitte, Sprache und Gebrauch. Wenn sie jemand

grüßten, so sagten sie: Gott grüße dich! und fingen sie etwas an, so sagten sie: Mit Gott! Gedachten sie in Zukunft etwas zu thun, so sprachen sie: Will's Gott! und nahmen sie Abschied von einem, so hieß es: Behüt Euch Gott! Hatten sie etwas ausgerichtet, so war's nur „mit Gottes Hilfe" und „zu Gottes Lobe" geschehen, und hatten sie eine Wohlthat empfangen, so hieß es: Vergelt's Gott! Sie aßen und tranken nicht, ohne Jesum zu Gaste zu laden und zu bitten: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! Sie schliefen nicht ein ohne den Abendseufzer: Das walte Gott! Und am Morgen begannen sie: All, was mein Thun und Anfang ist, gescheh' im Namen Jesu Christ. So war ihr ganzes Leben ein Gottesdienst.

87. Der Blinde und der Lahme.

1. Von ungefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden,
und jener hofft schon freudenvoll,
daß ihn der andre leiten soll.

2. Dir, spricht der Lahme, beizustehn?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehn.
Doch scheint's, daß du zu einer Last
noch sehr gesunde Schultern hast.

3. Entschließe dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen.
So wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein.

4. Der Lahme hängt mit seinen Krücken
sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

88. Gebückt, gebückt! Oder: Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land.

Als der berühmte Benjamin Franklin noch ein Jüngling von achtzehn Jahren war, besuchte er einst den Prediger

Mather in Boston. Dieser nahm ihn sehr liebreich auf und führte ihn beim Weggehen einen kürzern Weg aus seinem Hause. Die Nebenthüre aber war so niedrig, daß ein erwachsener Mensch sich bücken mußte, um nicht an den Querbalken zu stoßen. Franklin sprach während des Fortgehens mit seinem leutseligen Führer und sah daher nicht aufmerksam vor sich hin. Gebückt, gebückt! rief auf einmal der Prediger. Aber in demselben Augenblicke fühlte schon Franklin den Balken an der Stirne. Merk Er sich den kleinen Unfall! sagte der Prediger. Er ist jung und hat die Welt vor sich. Bück Er sich auf dem Wege, und Er wird sich manchen harten Puff ersparen.

Diese Lehre machte bei dem jungen Franklin einen so tiefen Eindruck, daß er sich ihrer in einem Alter von neunundsiebzig Jahren noch erinnerte und die Geschichte einem Sohn des erwähnten Predigers erzählte, indem er hinzusetzte: Dieser gute Rat Ihres seligen Vaters, so in Kopf und Herz eingeprägt, ist mir ungemein nützlich gewesen, und noch jetzt fällt er mir gewöhnlich ein, wenn ich sehe, wie der Hochmut so oft gedemütigt wird, und wie so mancher sich unglücklich macht, weil er die Nase zu hoch trägt.

89. Hänschen, zieh das Käppchen ab!

Hänschen, zieh das Käppchen ab! sagte allemal die Witwe des Schneiders Balzer zu ihrem kleinen Sohn, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Hänschen nahm das Käppchen ab und gewöhnte sich, gegen jedermann, vornehm oder gering, immer höflich und dienstfertig zu sein. Die anderen Leute im Dorf waren aber grob, und die Jungen waren es wie die Alten. Das war nicht löblich.

Wenn ein Fremder ins Dorf kam, war Hänschen immer der erste, welcher freundlich grüßte. Die anderen standen da wie Brunnenstöcke und konnten den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären Hut und Kopf zusammengewachsen. Es kam wohl zuweilen, daß ein Reisender nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen die Leute stumm und dumm da oder lachten und

machten alberne Gesichter. Hänschen war aber gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden, bis er nicht mehr irren konnte. Davon erntete er manchen freundlichen Dank ein. Aber ein Almosen zu nehmen schämte sich Hans.

An einem Sonntag saß er mit anderen vor dem Wirtshaus an der Landstraße. Da kam des Weges ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein Betrunkener fluchte lästerlich und verhöhnte den alten Mann, die anderen aber lachten aus vollem Halse. Da ging Hans hin, warf den Betrunkenen auf die Seite und führte den alten Herrn zum Pfarrer, den er besuchen wollte. Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Kutschen voll Herren und Frauenzimmer. Die Leute saßen da und gafften. Endlich sagte einer: Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt. Jetzt zogen alle, da die Wagen längst vorbei waren, die Mützen vom Kopfe. Dann gingen sie nach dem Schlosse und schauten aus der Ferne nach den Fremden. Da sahen sie den alten Herrn vom Geistlichen begleitet ins Schloß gehen und Hans neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher in fremden Kriegsdiensten seit vielen Jahren gestanden war und nun zurückkam.

Er behielt den höflichen Hans sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Hans aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testament eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Hans heiratete, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dieses Glück hat er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie. Und wenn noch ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie alle wie Hansens Mutter: Hänschen, zieh dein Käppchen ab! Und es half.

90. Das Gewissen.

Ein zehnjähriger Knabe stand einmal vor einem Hause. Da ging ein Mann vorbei, der hatte schöne Gipsfiguren und rief: Schöne, weiße Schäflein, das Stück um zehn Pfennig. In aller Eile lief der Knabe in die Stube, nahm ein Zehnpfennigstück aus der Schublade und kaufte sich dafür ein Schäflein.

Nachher fragte ihn seine Mutter, woher er das Geld dazu genommen habe. Der Knabe sagte: Du weißt es ja, aus der Schublade, und stellte sich ganz unschuldig. Seine Mutter war damit zufrieden. Denn sie meinte, er habe das Geld aus seiner Schublade genommen, und fragte nicht weiter nach. Sie traute ihm eine solche Bosheit gar nicht zu, daß er aus ihrer Schublade nur einen Pfennig nehmen könnte. Der Knabe hatte also in Gottes Augen eine arge Lüge gesagt und obendrein noch gestohlen. Er beredete sich aber, er habe doch die Wahrheit gesagt.

Das Schäflein stellte er unter den Spiegel auf die Kommode. So oft aber jemand kam und das Schäflein besah und sagte: Ei, das ist ein schönes Schäfchen! ging ihm ein Stich durchs Herz, und in seinen Ohren tönte es: Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht lügen! Große Angst kam über ihn. Er stieg auf den Heuboden. Da betete er zu Gott um Erbarmen und Verzeihung. Es wurde ihm leichter um das Herz, und er kam reumütig aus der Scheune, ging und erzählte seiner Mutter den wahren Hergang der Geschichte und bat sie um Vergebung. Sie verzieh ihm, und sein Herz wurde wieder voll Freude. Dann ging er hin und warf das Lämmlein ins Feuer und verbrannte den Gegenstand seiner Sünde.

91. Der ehrliche Knabe.

Ein Herzog von Braunschweig ging einst in einer fremden Stadt (Venedig in Italien) spazieren. Da begegnete ihm ein armer Knabe und bat ihn um einen Groschen, weil seine Mutter krank sei. Der Herzog sagte dem Knaben, er habe keinen Groschen sondern nur Dukaten bei sich, und ein Dukaten wäre zuviel für ihn.

Ach, lieber Herr, sagte der Knabe, geben Sie mir einen Dukaten, ich will ihn wechseln lassen und Ihnen klein Geld bringen. Der Herzog lachte, gab ihm einen Dukaten und sagte: Komm bald wieder und bringe mir das Geld! Bei sich selbst dachte er aber, der Knabe werde nicht wieder kommen, sondern mit dem Dukaten davongehen.

Er ging auch ziemlich weit seines Weges und glaubte nun gewiß, daß der Knabe nicht mehr kommen werde. Aber er kam, brachte das kleine Geld und bat um einen Groschen. Der Herzog sprach: Du gefällst mir, Kleiner. Aber warum hast du den Dukaten nicht lieber behalten? Weil ich kein Dieb sein mag, sagte der Knabe. Meine Mutter stiehlt auch nicht, sie hungert lieber.

Der Herzog gab nun dem ehrlichen Knaben all das kleine Geld und sagte, seine Mutter solle zu ihm kommen, wenn sie gesund sei. Die Mutter kam, und der Herzog schenkte ihr viele Dukaten, daß sie nicht mehr hungern durfte. Den Knaben aber nahm er mit sich, gab ihm gute Kleider und ließ ihn ein Handwerk lernen. Er war fleißig, wurde mit der Zeit ein reicher Mann und konnte seine alte Mutter ernähren.

92. Sprichwörter.

1. Bescheidenheit ist ein Ehrenkleid.
2. Borgen macht Sorgen.
3. Durch Schaden wird man klug.
4. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.
5. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

93. Die Königin Luise und ihr Lehrer.

Ein schon ziemlich bejahrter Lehrer, welcher der verstorbenen, allgemein verehrten Königin Luise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht erteilt hatte, faßte den Entschluß nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Fürstin ließ ihn sogleich vor sich kommen und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt

sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Anteil an dem Gespräch.

Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne allen besondern Zweck die weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, er brauche nichts, sondern habe sein gutes Auskommen, und der einzige Beweggrund seiner Reise sei gewesen, seine ehemalige Schülerin noch einmal wieder zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen und um ein Uhr sich wieder einfinden und zu Mittag mit ihm essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das letzte anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernste und sagte ihm noch, sie seien ganz allein, er solle nur kommen. Der Lehrer fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein und aß mit an des Königs Tafel.

Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildnis und sagte zu ihm: Nehmen Sie, mein lieber, alter Lehrer, diese Kleinigkeit zum Andenken von ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können. Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Silbe hervorbringen. Einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, es sei dafür gesorgt, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

94. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Taglöhner um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzer auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber.

Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiderte ihm: Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen, mit dem andern Dritteil zahle ich Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapital an. Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: Ich teile meinen Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen. Jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden. War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt?

Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes und sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

95. Die Bibel.

1. Die Bibel ist ein heilig Buch.
Es steht vom lieben Gott darin,
und wer es liest mit frommem Sinn,
dem bringt es Freud' und Glück genug.

2. Es steht darin von Jesus Christ,
wie er vom Himmel kommen war
und Guts gethan und immerdar
so fromm und lieb gewesen ist.

3. Und auch vom Himmel steht darin,
wie ich hinein einst kommen kann,
und Gott zum Kinde mich nimmt an,
wenn ich einmal gestorben bin.

4. O meine Mutter, hilf du mir,
daß ich die Bibel lesen kann.
Dann hab' ich meine Freude dran,
Und Gott schenkt Segen mir und dir.

96. Ein fröhlicher Geber.

Ein um des Glaubens willen Vertriebener sprach Dr. Luther um eine Gabe an. Da dieser selbst nur einen Joachimsthaler in seiner Kasse hatte, den er lange aufgespart, rief er fröhlich nach kurzem Bedenken: Jochim heraus, der Heiland ist da! Matth. 25, 40.

97. Polykarpus.

Polykarpus, Bischof von Smyrna, war ein treuer Knecht Christi. Deswegen verfolgten ihn die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter machte ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte.

Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre, antwortete Polykarpus, und er hat mir kein Übels gethan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern? Indes war er es gerne zufrieden, daß er verbrannt würde. Und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach sechsundachtzigjährigem Dienste noch gerne durchs Feuer gehen will.

98. Wie oft Gott zu danken sei.

Wie viel Körnlein Sand am Meer,
wie viel Sterne oben her,
wie viel Tiere in der Welt,
wie viel Pfennig unterm Geld,
in den Adern wie viel Blut,
in dem Feuer wie viel Glut,
wie viel Blätter in den Wäldern,
wie viel Gräslein in den Feldern,
in den Hecken wie viel Dörner,
auf dem Acker wie viel Körner,
auf den Wiesen wie viel Klee,
wie viel Stäubchen in der Höh',

in den Flüssen wie viel Fischlein,
in dem Meere wie viel Müsch'lein,
wie viel Tropfen in der See,
wie viel Flocken in dem Schnee,
wie viel Geschöpfe weit und breit:
so oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit!

99. Sonnenuntergang.

1. Wie geht so klar und munter
die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
von ihrer hohen Himmelsbahn!

2. Das ist so ihre Weise.
Sie zeuget still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
dem ist am Abend wohl zu Mut.

3. Sie läuft den Weg behende
vom Anfang bis zum Ende,
erhellt und wärmt die ganze Welt
aus ihrem himmlischen Gezelt.

4. Auf allen ihren Wegen
ist lauter Licht und Segen,
dann schließt sie freundlich ihre Bahn
und lächelt uns noch einmal an.

5. Jetzt geht sie klar und munter
am Abendhimmel unter;
bald aus des Morgenhimmels Thor
steigt sie mit neuem Glanz empor.

6. Drum wallet frohen Mutes
wie sie und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euern Lauf
und steht frohlockend wieder auf.

100. Gottes Wohnung.

1. Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
wie fest er steht so lange Zeit,
sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
daß ihn kein Mensch erfassen kann.
Und sieh der Sterne goldnen Schein,
gleich als viel tausend Fensterlein.
Das ist des lieben Gottes Haus,
da wohnt er drin und schaut heraus
und schaut mit Vateraugen nieder
auf dich und alle deine Brüder.

2. Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dir hin.
Wie ernst, wie freundlich ist's darin,
wie lieb und traut, und doch wie bang!
Wie singen sie in frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da.
Drum kommen sie von fern und nah,
hier vor sein Angesicht zu treten,
zu flehn, zu danken, anzubeten.

3. Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohlgefällt,
so wählet in der weiten Welt
er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O halt das deine fromm und rein,
so wählt er's auch zur Wohnung sein
und kommt mit seinen Himmelsfreuden
und wird nie wieder von dir scheiden.

Zweiter Jahrgang.

101. Die vier Brüder.

1. Vier Brüder ziehn jahraus jahrein
im ganzen Land spazieren,
doch jeder kommt für sich allein,
uns Gaben zuzuführen.

2. Der erste kommt mit leichtem Sinn,
in reines Blau gehüllet,
streut Knospen, Blätter, Blüten hin,
die er mit Düften füllet.

3. Der zweite tritt schon ernster auf
mit Sonnenschein und Regen,
streut Blumen aus in seinem Lauf,
der Ernte reichen Segen.

4. Der dritte naht mit Überfluß
und füllet Küch' und Scheune,
bringt uns zum süßesten Genuß
viel Äpfel, Nüss' und Weine.

5. Verdrießlich braust der vierte her,
in Nacht und Graus gehüllet,
sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
die er mit Schnee erfüllet.

6. Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
die so einander jagen?
Leicht rät sie wohl ein jedes Kind,
drum brauch' ich's nicht zu sagen.

— 102. Buchstaben im Schöpfungsbuche.

1. Vorüber ist der Winter,
die Frühlingssonne lacht.
Es freuen sich die Kinder
der frischen Blumenpracht.

2. Die zarte Schlüsselblume
schließt auf die Blumenwelt.
Sie prangt zu Gottes Ruhme
im neu erwachten Feld.

3. Gar heimlich und verborgen
giebt Veilchen seinen Duft
und füllet jeden Morgen
mit Wohlgeruch die Luft.

4. Mit Himmelsblau geschmücket
blüht Frühlingsenzian,
der Aug und Herz entzücket,
auf grünem Wiesenplan.

5. Und Blumenpracht bekleidet
den Baum und jeden Strauch,
gar wundersam bereitet
vom milden Frühlingshauch.

6. Nun strömet allen Wesen
der Blumen Wohlgeruch.
O Kinder, lernet lesen
in Gottes großem Buch!

7. Ein Wort ist jede Blüte,
ein Buchstab jeder Halm;
von Weisheit, Macht und Güte
ertönt der Schöpfung Psalm.

103. Die Schlüsselblume.

Die Schlüsselblume gehört zu den lieblichsten Erscheinungen des Frühlings. Aus der Mitte einer grünen Blätterrose erhebt sich ein schlanker, aufrechter Stengel, der an seiner Spitze eine größere Anzahl Blüten von schöner Farbe und lieblichem Geruche trägt. Bienen und Hummeln besuchen sie und saugen Honig daraus, und die Mägdlein pflücken sie mit dem blauen Veilchen zum wohlriechenden Strauße.

Die Namen Schlüsselblume und Himmelsschlüsselchen hat man ihr gegeben, um damit anzudeuten, daß sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschließt. Auch der Name Primel, den sie führt, heißt Erstling des Frühlings.

104. Maiblümchen.

Maienglöckchen, kannst du sagen,
warum du mußt Glöcklein tragen?
König Mai wird kommen heute,
und ich muß es mit Geläute
allen Blumen eilig künden
in den Wäldern, in den Gründen,
daß sie mögen blühend stehn,
wenn er wird vorübergehn.

105. An die Vögelein.

1. O sagt, ihr lieben Vögelein,
wer ist's, der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
wenn Schnee im Winter fällt?

2. Wo nehmt ihr eure Nahrung,
soviel als ihr begehrt?
Doch zeigt ja die Erfahrung,
daß Gott euch all' ernährt.

3. All' euer Thun ist Singen.
Stets lobt ihr Gott, den Herrn,
daß laut die Töne klingen
bis spät zum Abendstern.

4. Gott sei mein Herz auch heimgestellt.
Was er thut, ist gethan.
Wenn Sonn' und Mond vom Himmel fällt,
er ist's, der helfen kann.

5. Was lebt auf Erd', in Lüften schwebt,
was sich im Wasser rührt,
Gott all' in seiner Kraft belebt,
ohn' alle Müh' regiert.

6. Kein Sperling von dem Dache fällt,
von meinem Haupt kein Haar,
es sei denn, daß es dem gefällt,
der ewig ist und war.

7. Er ruft dem Storch zu seiner Zeit,
der Lerch', der Nachtigall.
Er führ uns all' zur Seligkeit,
bewahr uns vor dem Fall!

— 106. Der Vögelein Lehre.

Sehet die Vögelein unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Matth. 6, 26.

Es fliegen die Vögelein vor unseren Augen über, uns zu kleinen Ehren, daß wir wohl möchten unsere Hütlein gegen ihnen abthun und sagen: Mein lieber Herr Doktor, ich muß bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne alle Sorge. Des Morgens fliegst du wieder aus, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich auf einen

Baum und singst, lobst und dankst Gott. Darnach suchst du dein Körnlein und findest es.

Pfui, was hab' ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch thue, der ich soviel Ursache dazu habe? Das Vögelein läßt sein Sorgen und hält sich in solchem Falle wie ein lebendiger Heiliger und hat weder Acker noch Scheune, weder Kasten noch Keller, es singt, lobt Gott, ist fröhlich und guter Dinge.

Luther.

107. Pfingstlied.

1. Pfingsten ist es, Kinder hört,
was uns dieser Tag beschert.
Jesu Jünger, still verborgen,
machten sich gar große Sorgen
um der Menschen Haß und Spott.
Doch da hat der liebe Gott
seinen Geist auf sie ergossen,
daß sie nun gar unverdrossen,
stark und frei sind ausgegangen,
haben mutig angefangen,
viele Menschen treu gelehrt
und zum lieben Gott bekehrt.

2. Geist des Herrn, ich bitte dich,
Pfingsten ist's, komm auch auf mich!
Laß von nun an mich auf Erden
einen Jünger Jesu werden!
Lehre mich und steh mir bei,
daß ich recht verständig sei,
daß ich recht auf Gottes Werke
und auf seinen Willen merke,
recht mit Freuden ihn vollbringe,
daß mich keine Sünde zwinge!
Geist des Herrn, o mach mich fromm,
daß ich in den Himmel komm!

108. Das Bienlein.

1. Ein Bienlein flog aus seinem Haus
gar emsig in das Feld hinaus.
Es flog und sammelte und trug
in seine Zelle ein im Flug.

2. Es schwebte um die Blumen her
und trank die Kelche alle leer.
Dann zog es schwer beladen heim
mit weißem Wachs und Honigseim.

3. Und als es endlich wieder kam,
da schon der Herbst die Blätter nahm,
da waren alle Blumen fort,
des Feldes Herrlichkeit verdorrt.

4. Wie froh war nun das Bienelein,
daß es geholt im Sonnenschein,
im Morgen- und im Abendflug,
soviel ihm Wald und Wiese trug.

5. O sammle, Kind, in Frühlingszeit,
solang die Welt dir Blüten beut!
Es bricht ein Herbst und Winter ein,
und aus wird's mit dem Sammeln sein.

109. Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte öfters: Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinen Menschen etwas. Wenn ich nur könnte, so vertilgte ich alle von der Erde.

Einst mußte dieser Prinz im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich abends im Walde unter einen Baum und schlief ein. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte zu ihm hin, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange und stach ihn so heftig,

daß er erwachte. Er sprang auf und konnte gerade noch der Gefahr entfliehen. Der Prinz verbarg sich nun in einer Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte in der Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie miteinander reden. Sieh, rief der eine, dahinein wird er sich versteckt haben. Nein, sagte der andere, da drinnen kann er nicht sein, denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: O Gott, wie dank' ich dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege, heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, was du gemacht hast!

Ein Tierchen, sei es noch so klein,
es kann dem Menschen nützlich sein.

110. Abendläuten.

1. Liebster Mensch, was mag's bedeuten,
dieses späte Glockenläuten?
Es bedeutet abermal
meines Lebens Ziel und Zahl.

2. Dieser Tag hat abgenommen,
bald wird auch der Tod herkommen.
Drum, o Mensch, so schicke dich,
daß du sterbest seliglich!

— 111. Abendruhe.

1. Der Abend ist gekommen,
das Glöcklein ruft zur Ruh',
der Hirte mit den Schäflein
zieht froh dem Dorfe zu.

2. Er singt mit heller Stimme
ein fröhlich frommes Lied,
daß durch die stillen Fluren
es weithin schallend zieht.

3. Der Bauer treibt vom Felde
die Kühe still nach Haus,
die Mutter an dem Herde
kocht schon den Abendschmaus.

4. Die Taube fliegt zum Schlage,
das Huhn schläft schon im Stall,
ein Sternlein seh' ich blinken,
und still wird's überall.

5. Das Vöglein in dem Walde
schlüpft müde in sein Nest.
Das Kindlein in der Wiege,
das schläft schon süß und fest.

6. Der Abend ist gekommen.
Das Glöcklein rief zur Ruh',
und alles, nah und ferne,
schließt müd' die Augen zu.

— 112. Auf der Wiese.

Ein Vater ging an einem heitern, schönen Junimorgen mit seinem Sohne durch die Wiesen des Orts. Siehe, sagte der Vater, die an dem Grase hängenden Tautropfen, wie sie glänzen im Strahl der Morgensonne! Und welche Farbenpracht bieten uns die Blumen selbst dar! Die Hauptfarbe ist das Grün, mit welchem die Wiesen fast das ganze Jahr hindurch geschmückt sind. Dazu kommen aber noch viele andere Farben.

Hier steht die Glockenblume, der Wiesensalbei, dort die Skabiose, welche blau blühen, dazwischen der Klee mit seinen roten und weißen Köpfchen, die Wucherblume mit ihren weißen Strahlen, das Labkraut. Der Hahnenfuß, der Wiesenbocksbart wetteifern untereinander, alle anderen Farben mit ihrem Gelb zu verdrängen.

Wie verschieden sind ferner diese Blumen an Größe und Gestalt! Manche erheben sich hoch über die anderen und breiten sich mit ihren Blüten und Stengeln so aus, als wären sie die

Herren. So macht es z. B. der Geißfuß in unserem Obstgarten, den ich dir schon öfters gezeigt habe, oder hier der Bärenklau und der Kümmel. Andere haben kleine, zarte Blüten, wie das Vergißmeinnicht, und stehen fast unbeachtet da, wie das bescheidene Gänseblümchen. Die einen haben dünne, knotige Stengel, Halme genannt, mit langen, spitzigen Blättern, so wie unsere Getreidearten. Diesen gleichen auch ihre Blüten. Diese bilden entweder Ähren, wie beim Roggen und Dinkel, oder Rispen, wie beim Haber. Man nennt sie im besondern Sinne Gräser. Du siehst hier davon z. B. das Knäuelgras, das Zittergras und den Fuchsschwanz. Die andern Pflanzen mit den breiteren Blättern, mit den ästigen und markigen Stengeln und farbigen Blüten nennt man Kräuter. Jedes Plätzchen hat seine besondern Gräser und Kräuter. Sieh dort am sumpfigen Graben die gelbe Dotterblume mit ihren glänzenden Blättern und hier am trockenen Raine den Thymian und den Wegerich, der als Wundkraut so heilsam ist.

Da ist es doch schade, sagte der Sohn, daß die Wiesen in den nächsten Wochen abgemäht werden. Das macht nichts, erwiderte ihm der Vater, wir brauchen das Gras, um Heu zum Futter für das Vieh daraus zu bereiten. Aus den Wurzelstöcken der abgemähten Halme kommen bald neue Sprossen hervor. Auch bringen die Blüten der Wiesenblumen, ehe man sie abmäht, Samen zur Reife. Der Same fällt aus, und noch in diesem oder im nächsten Jahre wächst eine neue Pflanze aus dem ausgefallenen Samen. Darum kann man die Wiesen zum zweiten- und drittenmale abmähen.

So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, sollte er das nicht vielmehr uns thun, die wir seine Kinder sind?

113. Erdbeerlied.

1. Ein Mägdlein an des Felsen Rand
ein nacktes Erdbeerpflänzchen fand,
von Sturm und Regengüssen
zerzaust und losgerissen.

Da sprach das Mägdlein leise:
Du arme, nackte Waise,
komm mit mir in das Gärtchen mein,
du sollst mir wie ein Kindlein sein!

2. Drauf macht es wohl die Würzlein los,
und trug das Pflänzchen in dem Schoß,
und spähte still und wonnig
ein Plätzchen kühl und sonnig,
und wühlte in der Erde
mit emsiger Gebärde
und pflanzte nun das Pflänzchen drein
und sprach: Das soll dein Bettchen sein.

3. Und als die Frühlingszeit erschien,
begann das Pflänzchen schon zu blühn
wie sieben weiße Sterne.
Das sah das Mägdlein gerne.
Die wurden sieben Beeren,
als ob's Rubinen wären.
Gelt, sprach es, du willst dankbar sein
und meinst, ich sei dein Mütterlein.

114. Die beiden Schweizer.

In einem Dorfe der Schweiz kam einst an einem Abend der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammenrufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!

Kaspar antwortete: Du siehst, Nachbar, daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen. Ich kann also unmöglich mitgehen. Velten erwiderte: Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben. Auch kann das Heu nicht eher geholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört.

Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: Weißt du, wie wir es machen wollen? Geh morgen vor Gericht und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht dabei zu sein. Wenn du das Zutrauen hast, versprach der andere, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will wie für mein eigenes.

Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag vor Gericht und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar und sagte: Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen. Ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir ins reine gekommen sind.

115. Der Rosenstock.

1. Gott hat manches geschaffen, das wir nicht essen und nicht trinken, und mit dem wir uns auch nicht kleiden können. Aber er stellt es uns vor die Augen hin, daß wir unsere Freude daran haben sollen. Jesus selbst hat gesagt: Schauet die Lilien auf dem Felde. Salomo in all' seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen als derselben eine.

Die schönste von allen Blumen ist aber wohl die Rose. Der Rosenstock ist nur ein Strauch. Schneidet man die Wurzelausläufer sorgfältig ab und läßt nur ein Stämmlein stehen, so wird aus dem Strauche ein zierliches Bäumchen. Die wilde Rose wächst an Zäunen und Hecken, in jungen Holzschlägen und hat fünf blaßrote Blätter. Des Gärtners Kunst hat aus ihr die verschiedensten Arten der zahmen Rosen hervorgebracht, vom Zwergröschen an bis zur schlanken Moosrose. Sie färben sich dunkelrot, braun, gelb, weiß, sogar zweifarbig. Unsere gewöhnliche Gartenrose heißt man auch die hundertblätterige, obwohl sie nicht gerade hundert Blätter hat.

2. Die Rosenknospe ist zuerst in zarte Blätter eingehüllt, damit ihr nicht so leicht etwas geschehen kann. Sie hat aber ihren eigenen Stiel. Dieser wird immer länger, so daß sich die Knospe, wenn sie bald aufgehen will, stolz über die Blätter erhebt, in welche sie früher eingehüllt war. Anfangs sind die Blumenblätter noch zusammengerollt, bis die Rose nach ein

paar Tagen in ihrer ganzen Herrlichkeit sich entfaltet. Dann lacht uns ihr Inneres so lieblich an wie die roten Wangen eines aus gesundem Schlaf erwachten Kindes. Allmählich werden die Blätter blässer, die Blume fängt an zu welken, und endlich fallen die Blätter zu Boden.

„Wer da will die Rosen brechen, muß leiden, daß ihn die Dornen stechen", ist ein altes Sprichwort und will sagen, daß uns Menschen nach Gottes Rat die Freuden nur unter viel Mühen und Leiden zu teil werden.

116. Das Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem Sohne Thomas über Feld. Sieh, sprach der Vater einmal unterwegs, da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße. Heb es auf und steck es ein! Ei, sagte Thomas, das ist ja nicht einmal der Mühe wert, daß man sich darum bücke. Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmied für zehn Pfennig und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß. Weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete schier vor Durst und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hob sie begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine fallen. Thomas bückte sich ebenso schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas all' die Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte sich der Vater um und sprach: Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müssen.

117. Der Fliederstrauch.

Es giebt nicht viele Gewächse auf der Erde, die dem Menschen so nützlich wären als der Flieder- oder Holunderstrauch, dessen

grünes Blätterdach mit den blaßgelben, reichblütigen Dolden uns so oft in der Nähe der Dörfer hinter Mauern und Zäunen entgegenschimmert.

Die in der Jugend grüne, im Alter graue und rissige Rinde sowie die Blätter gebraucht man zum Färben. Das alte, gelbe Holz benützt der Drechsler zu allerlei niedlichen Arbeiten, und ihr alle wißt, wie nette Knallbüchsen sich aus den ausgehöhlten Ästen anfertigen lassen. Wird man vom Kopfweh geplagt, so thut ein Umschlag von frischen Blättern des Flieders nicht selten die besten Dienste. Bei Erkältungen ist kaum etwas besser geeignet, wohlthätigen Schweiß zu erzeugen, als der Genuß des Holunderthees oder des Holundermuses, welches letztere man aus den reifen, schwarzen Beeren bereitet. Der Apotheker gebraucht außerdem die Wurzel und die innere Rinde der jungen Zweige, und in Schwaben tauchen die Leute die ganze Blütendolde in einen Mehlteig und verspeisen sie als „Holderküchle“.

Summa: Es ist nichts am Fliederstrauch, was nicht der Mensch benützen könnte. Darum darf es uns nicht wundern, daß manchen Heiden der Fliederstrauch heilig war.

118. Im Sommer.

Wie Feld und Au
so blinkend im Tau!
Wie perlenschwer
die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
die süßen Vöglein allzumal!

J. G. Jakobi.

— 119. Das blühende Roggenfeld.

Ich ging einmal durch die Saat, es war an einem schönen Nachmittage. Stille wie am Sabbath war es um mich her. Da trat ich hin zu einem Roggenfelde, das gerade in der Blüte stand.

Die mannshohen Roggenhalme, die von einem sanften Winde leise bewegt wurden, erregten zuerst meine Bewunderung. Ich sprach bei mir selbst: Welch ein Wunder Gottes ist doch so ein Roggenhalm! Schlank und hoch wie ein Mann steht er da und trägt eine lange, schöne Ähre, die jetzt zwar noch leicht ist und aufrecht steht, nach wenigen Wochen aber, mit schweren mehlreichen Körnern angefüllt, sich neigend zur Erde beugt. Hohl wie ein Rohr, kaum halb so dick wie ein Federkiel ist er doch stark genug, die schwere Ähre zu tragen und dazu manchmal noch starke Windstöße auszuhalten und Regengüssen zu widerstehen. Das kommt hauptsächlich daher, daß er nicht steif und stolz sich erhebt, nicht trotzig sich entgegenstellt, wenn Stürme sich ihm nahen, sondern daß er sich zu neigen und zu beugen weiß, ohne zu brechen. Tritt herzu, du Menschenkind, und lerne von diesem Roggenfelde, wie du allein recht groß und stark werden kannst durch die Demut!

Meine Betrachtung war noch nicht zu Ende. Die blühenden Ähren zogen jetzt meine Aufmerksamkeit auf sich. Aus den steifen Hüllen drangen je drei längliche Beutelchen hervor, angefüllt mit dem feinen Blütenstaub, der überall da nötig ist, wo Fruchtkörnlein entstehen sollen. Jene Beutelchen hingen an sehr feinen Fädchen, Staubfäden genannt, und das leiseste Lüftchen wehte sie hin und her. Ich gab genau acht auf die Staubbeutelchen, wie sie aus den Hüllen hervorbrachen, und wie sie alsbald auch zerbarsten und sich leerten. Den herausfallenden Blütenstaub zerrieb ich zwischen den Fingern, und es kam mir vor, als bestehe er aus lauter kaum sichtbaren Körnchen von ölichter Beschaffenheit. Ich dachte: Wie wunderbar bereitet doch der liebe Gott das nahrhafte Brot für uns arme Menschenkinder! Wären diese fast unsichtbaren Körnchen des Blütenstaubs nicht, oder fehlte sonst etwas, das zum Wachstum der Getreidekörner noch nötig ist, kein Mensch äße Brot auf Erden. Nun aber läßt Gott alle Jahre neben den Gräsern für das Vieh auch das Getreide für die Menschen, ein jegliches nach seiner Art, aufwachsen, und seine Verheißung bleibt wahr, daß nicht aufhören soll Samen und Ernte.

120. Blumen im Getreide.

Zwischen dem Getreide stehen mancherlei bunte Blumen, die ohne Zuthun der Menschen wachsen und blühen. Da sind die Kornblumen, welche ihre blauen Köpfe in die Höhe strecken. Die Kinder wandern am Saume des Kornfeldes, pflücken diese blauen Blumen und flechten sich Kränze daraus.

Sie greifen dann wohl auch nach den zarten Blumen der Kornrade, die friedlich neben der Kornblume ihre dünnen, behaarten Blütenäste erhebt.

Welche Pracht aber ist es doch um die roten Klatschrosen, welche wie Feuerballen im Acker stehen! Jede Blume hat vier große, zarte Blätter. Diese bilden eine Schüssel, auf deren Grunde eine Menge von blauschwarzen Staubgefäßen um einen eiförmigen Fruchtknoten stehen.

Gar schön ist auch der Rittersporn, der wie ein schlankes Bäumchen wächst und zierlich gespaltene Blättchen hat. Jedes seiner vielen blauen Blümchen endigt in einen langen Sporn.

Bescheiden tritt dagegen das Ackerveilchen auf, das den Stoppelfeldern einen buntfarbigen Schmuck giebt, da es meist in großer Menge beisammen wächst. Seine ästigen Stengel liegen ausgebreitet auf dem Boden, und nur die langen Blütenstiele streben nach oben. Die gelb und violett gefärbten Blumenkronen sind aus fünf ungleich langen Blättchen zusammengesetzt, von denen das eine mit einem Sporn endigt. Man nennt dieses Blümchen auch Stiefmütterchen und sammelt Kraut und Blüten zum Arzneigebrauche.

Eine noch wichtigere Arzneipflanze ist die Feldkamille, die auf bebauten Stellen in großer Anzahl wächst und sich durch den starken Geruch ihrer Blüten bemerkbar macht.

121. Die Quecken.

Fünf Quecken, welche der Gärtner ausjätete und über den Zaun warf, gingen hin und kamen an einen Acker und sprachen zum Herrn desselben: Wir sind unschuldig vertriebene Leute. Erbarme dich doch unser und laß uns wohnen an dem äußersten Saum deines Feldstückes, wo kein Weizenhalm mehr steht!

Der Mensch erbarmte sich über ihre Blöße und gab ihnen ein Plätzlein am Grenzsteine neben dem Raine und freute sich seines guten Werkes. Aber die Quecken liefen allmählich unter dem Boden fort und fort und nahmen den ganzen Acker ein von unten bis oben hinaus. Und etliche Monate darauf, als der Herr die Sichel hinschickte, fand sie nichts als dünne und verkümmerte Ähren. Denn die fremden Quecken hatten den Acker ausgesogen. Da reuete es denselben Menschen, soviel er Haare auf seinem Haupte hatte, daß er an ihnen Barmherzigkeit gethan.

Wie dieses Unkraut auf dem Acker, so vermehrt sich die Sünde im Herzen, sobald man ihr ein Plätzchen in demselben einräumt.

— 122. Die Linde.

Die Linde gehört wegen ihres stattlichen Wuchses, ihrer großen, herzförmigen Blätter und ihrer gelben, wohlriechenden Blüten zu unsern schönsten Laubholzbäumen. Sie findet sich teils in Wäldern neben Buchen und Eichen teils an Straßen als Einfassung. Ihr Holz ist weich und giebt daher beim Verbrennen nur wenig Hitze, hinterläßt aber feine Kohlen, die zum Zeichnen und als Zahnpulver benützt werden. Aus dem Baste bereitet man auf Webstühlen Matten, welche zum Verpacken von Waren gebraucht werden. Rußland, das sehr ausgedehnte Lindenwälder besitzt, liefert die meisten Bastmatten.

Die Linde erreicht auf gutem Boden nicht nur einen stattlichen Umfang sondern auch ein hohes Alter.

Die große Linde, welche bei Neuenstadt am Kocher steht, war schon 1229 ein großer Baum. Denn nach der alten Urkunde wurde damals die neue Stadt hinauf an die Heerstraße „an den großen Baum“ erbaut, und 1408 sagt ein Gedicht: Vor dem Thor eine Linde staht, die siebenundsechzig Säulen hat. Dies sind nämlich steinerne Pfeiler, die zur Unterstützung der weit ausgebreiteten Äste dienen. Gegenwärtig beträgt die Zahl derselben einhundertundsechs, von denen viele die Namen ihrer Stifter und die Jahreszahl der Errichtung tragen. Nach Erwägung aller dieser Umstände muß man diesem Baumpatriarchen ein Alter von fast

tausend Jahren zuschreiben. In neuerer Zeit ist ein großer Teil dieses alten Baumes durch einen Sturm abgerissen worden, so daß er jetzt nur noch einer Ruine gleicht.

123. Der Marienkäfer.

Der Marienkäfer ist ein niedliches Käferchen, das hie und da auch Marienwürmchen, Herrgottskäferchen, Sonnenkäfer, Blattlauskäfer, Siebenpunkt genannt wird. Er ist halbkugelig und hat rote Flügeldecken mit sieben schwarzen Punkten, von denen der eine hinten an das Schildchen stößt. Berührt man den Käfer, so zieht er die Beine und Fühler an und stellt sich tot, läßt aber zugleich aus jedem Kniegelenk einen gelben, eigentümlich riechenden Tropfen treten.

Während des Sommers sieht man diese hübschen Tierchen überall auf Pflanzen, wo sie den Blattläusen nachstellen. Das Weibchen legt seine gelben Eier an Pflanzen. Die daraus entstehenden Larven mit sechs Beinen sind schiefergrau und teils mit schwarzen teils mit rotgelben Höckern besetzt. Ihre Nahrung besteht einzig aus den schädlichen Blattläusen. Will man daher einzelne Pflanzen in Gewächshäusern von diesen lästigen Schmarotzern befreien, so braucht man nur diese Larven darauf zu setzen. Auch die Käfer erweisen sich nützlich für diesen Zweck, sind jedoch nicht so gefräßig wie die Larven.

Zur Verwandlungszeit klebt sich die Larve mit dem Ende des Leibes an ein Blatt an, krümmt den Kopf gegen die Unterseite und verwandelt sich in eine Puppe, die bei Beunruhigung das Vorderteil oft so regelmäßig hebt und senkt, daß es aussieht wie der schlagende Hammer einer Uhr. Nach etwa zehn Tagen platzt die Larvenhaut auf dem Rücken, und der Käfer schlüpft daraus hervor.

— 124. Der Totengräber.

Mit dem Namen Totengräber bezeichnet man Käfer, welche die Gewohnheit haben, tote Tiere, wie Maulwürfe, Mäuse, kleine Vögel, Frösche, Kröten zu begraben. Legt man im Sommer ein solches

Tier oder ein Stückchen faules Fleisch auf lockere Erde, so kann man schon nach kurzer Zeit beobachten, wie sie dieses schwierige Geschäft ausführen. Geleitet durch ihren feinen Geruchsinn kommen sie von allen Seiten herbeigeflogen, untersuchen die Erde und scharren sie, wenn sie dieselbe locker genug finden, mit ihren kräftigen Vorderbeinen unter der Leiche weg, so daß diese immer tiefer versinkt und zuletzt gar nicht mehr von oben zu sehen ist.

Einst wollte einem Totengräber das Begräbnis einer toten Maus, welche in einem Gartenwege lag, aller Anstrengung ungeachtet nicht gelingen, weil der Boden festgestampft und zugleich mit grobem Kiessande überschüttet war. Endlich verließ er die Maus und lief eine ziemlich weite Strecke im Wege fort. Nach einigem Hin- und Herlaufen wendete er sich seitwärts nach einem Gartenbeete. Kaum spürte er hier lockern Boden, als er sein Scharren wieder begann. Da dieses hier weit besser von statten ging, so kehrte er bald geradeswegs nach der Maus zurück, die er nun durch Zerren, Stoßen und Schieben fortbringen wollte. Allein sein Bemühen war ohne Erfolg, und nach manchem vergebens wiederholten Versuche flog er endlich auf und davon. Doch nach wenigen Augenblicken kehrte er mit drei oder vier seinesgleichen zurück. Augenblicklich krochen alle unter den toten Körper, der sogleich anfing beweglich zu werden und auf dem Rücken der Käfer zwar langsam, aber geradeswegs nach jenem Gartenbeete sich fortbewegte. Als der sonderbare Leichenzug auf der Stelle, wo der Käfer zuvor gescharrt hatte, angelangt war, ging die Bestattung des Leichnams förmlich vor sich. Immer tiefer senkte er sich in den Boden ein. Endlich erschienen sämtliche Totengräber auf der Oberfläche, und in großer Schnelligkeit war das Grab bald zugescharrt, worauf sie teils davonflogen teils aber sich in das Grab verkrochen.

Spießt man ein totes Tier auf ein Stück Holz und steckt dieses mit dem untern Ende in die Erde, so unterwühlen die Totengräber diese Stütze so lange, bis sie umfällt, und versenken dann den Leichnam.

Das thun sie, um ihrer jungen Nachkommenschaft eine gefüllte Speisekammer zu bereiten. Ist nämlich das Werk vollendet, so

kommen die Käfer wieder an die Oberfläche. Die Weibchen legen bald darauf etwa dreißig Eier in das begrabene Fleisch und sterben einige Zeit nachher. Die Verwandlung geht wie bei anderen Käfern vor sich, dauert jedoch nicht jahrelang, sondern ist in sechs Wochen vollendet.

Jedenfalls erweisen sich die Totengräber dadurch, daß sie das Aas verscharren, als nützliche Tiere, die man mutwilligerweise nicht töten soll.

125. Das Bilsenkraut.

Das Bilsenkraut hat gelbe Blumen, welche mit feinen, purpurfarbenen Adern zierlich netzförmig bemalt sind. Trotzdem hat es ein widriges Ansehen, und es gehört auch wirklich zu den stärksten Giftpflanzen. Der Genuß desselben erzeugt Schwindel, Doppelsehen, Dunkelwerden vor den Augen, Schlaf mit fürchterlichen Träumen, Wahnsinn, Wasserscheu, Schlagfluß und Tod. Wurzel und Samen enthalten das meiste Gift. Selbst die Ausdünstung dieser Pflanze erregt schon Betäubung und Kopfweh.

Das wirksamste Gegenmittel bei einer Vergiftung durch Bilsenkraut ist ein starkes Brechmittel. Nach erfolgtem Erbrechen ist starker Kaffee mit Weinessig vermischt und zu wiederholtenmalen in kleinen Gaben genommen von Nutzen. Man unterlasse aber ja nicht, recht bald einen geschickten Arzt zu rufen.

Der eingedickte Saft des Bilsenkrautes wird von den Ärzten gegen mancherlei Krankheiten mit großem Erfolge angewendet. Es ist daher thöricht zu wünschen, daß das Bilsenkraut nicht da sein möchte. Mit anderen Giftpflanzen verhält es sich genau ebenso, d. h. unter gewissen Umständen werden sie uns tödlich, unter anderen erretten sie uns vom Tode. Verständige Menschen lernen aus solchen Erscheinungen, daß es überall darauf ankommt, den rechten Gebrauch von Gottes Gaben zu machen.

126. Die Kinder im Walde.

1. Es blieben einst drei Kinder stehn,
die grad zur Schule sollten gehn.
Sie dachten dies und dachten das,
das Lernen sei ein schlechter Spaß,

2. und sprachen dann mit leichtem Sinn:
Ei, laßt uns doch zum Walde hin!
Das Spielen ist der Tierlein Brauch,
laßt spielen uns mit ihnen auch.

3. Sie luden dann im Walde ein
zum Spiel die Tiere groß und klein.
Doch sprachen die: Es ist uns leid,
wir haben jetzo keine Zeit.

4. Der Käfer brummte: Das wär' schön,
wollt' ich mit euch so müßig gehn.
Ich muß aus Gras ein Brücklein bauen,
dem alten ist nicht mehr zu trauen.

5. Am Ameishaufen schlichen sie
ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie,
und liefen vor dem Bienlein schier,
als wär' es gar ein giftig Tier.

6. Das Mäuslein sprach zu ihnen fein:
Ich sammle für den Winter ein.
Und ich, das weiße Täubchen sprach,
zum Neste dürre Reiser trag'.

7. Das Häschen winkte freundlich bloß:
Ich könnte um die Welt nicht los.
Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein,
das muß im Fluß gewaschen sein.

8. Sogar das Erdbeersträuchlein sprach:
Ich nütze diesen ganzen Tag,
zu reifen meine süße Frucht,
die dann der arme Bettler sucht.

9. Da dachten sie in ihrem Sinn:
Du, Bächlein, plätscherst doch so hin.
Komm, spiel mit uns, sei mit uns froh!
Das Bächlein sprach erstaunt: Wie so?

10. Ei, seht die faulen Kinder, seht!
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht.
Sie meinen, ich hätt' nichts zu thun,
und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.

11. Menschen, Tiere, Gärten, Wälder,
Wiesen, Thal und Berg und Felder,
alle muß das Bächlein tränken
und die Töpfe auch noch schwenken,

12. Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter schneiden, Erz zerreiben,
Wolle spinnen, Schiffe tragen,
Feuer löschen, Hämmer schlagen,

13. ich kann euch alles sagen nicht,
weil mir's dazu an Zeit gebricht.
So sprach's und sprang von Ort zu Ort,
und husch! war gleich das Bächlein fort.

14. Da war ihr Mut dem Sinken nah,
als einer einen Finken sah,
der auf dem Äste saß in Ruh'
und pfiff sein Lied und fraß dazu.

15. Sie riefen: Ach Herr Liedermann,
der all' die schönen Lieder kann,
du hast gewiß recht viele Zeit
und bist zum Spiel mit uns bereit.

16. Potztausend, hab' ich schlecht gehört?
Ihr Kinder scheint mir recht bethört.
Ich hab' gejagt den ganzen Tag
den Mücken, sie zu fangen, nach.

17. Nun wollen noch die Jungen mein
von mir in Schlaf gesungen sein,
drum pfeif' ich mit dem Brüderchor
den Kleinen meine Lieder vor.

18. Ich sing' dem Wald zur hohen Lust,
ein müder Mann, aus froher Brust.
Dem Herren giebt mein Mund den Preis
und lobt die Arbeit und den Schweiß.

19. Doch sprecht: was habt denn ihr gemacht,
die also schlecht von mir gedacht?
Kehrt um, ihr Müßiggänger ihr,
und stört die Leut' nicht länger hier!

20. Von allen Tierlein so belehrt
sind drauf die Kinder heimgekehrt.
Sie sahen, daß dem Fleiß allein
des Spieles Lust ein Preis kann sein.

— 127. Waldstadt und Riese.

Es ist eine Stadt mitten im Walde, die hat viele hundert Straßen. Darin lebt ein Völkchen, das ist weit und breit berühmt wegen seines Fleißes. Vom Morgen bis zum Abend sind dort alle Einwohner rührig bei der Arbeit. Sie klettern auf die Bäume und holen Holz herab, schleppen Gras heim, pflegen ihre Kinder und bauen neue Wohnungen. Dabei leben sie still und wohnen friedlich beieinander. Wenn einer in der Straße geht und seine Last nicht allein fortschleppen kann, so springt gleich ein anderer bei und hilft, ohne daß er sich erst bitten läßt. Die Richter und die Polizeidiener haben dort wenig zu thun.

Da geschah aber einmal an einem schönen Sommertage ein großes Unglück. Denn als eben die Alten ihre weiß eingewickelten Kinder vor die Stadt getragen und in den warmen Sonnenschein gelegt hatten, da kam plötzlich ein Riese durch den Wald daher. Die Schildwachen gaben schnell ein Zeichen. Wie? das weiß ich selber nicht, denn Trommeln und Trompeten sind in selbiger Stadt nicht gebräuchlich, aber wahr ist's. Als der Riese auf die Stadt zukam, rannte alles aus den Gassen heraus und wollte nur schnell die Kindlein hineinschleppen. Doch ehe noch das Gewimmel verschwunden war, kam schon der Riese heran und trat mit einem

Fuß mitten in die Stadt, daß gleich mehr als hundert Straßen zusammenstürzten. Alles rannte durcheinander und flüchtete. Der Riese bückte sich und warf mit seinem Finger langsam und wie zum Zeitvertreib eine Straße nach der andern ein. Er hatte seine Freude an dem ängstlichen Gewimmel, und wie die armen Leute nur zuerst nach ihren Kindern griffen und sie über die Trümmer hinweg beiseite schleppten in die unversehrten Straßen.

Das kleine Völkchen verlor aber den Mut nicht. Viele Hunderte machten sich auf und marschierten tapfer zu den Hosen und Ärmeln des Riesen hinein und stachen mit ihren Waffen so tüchtig auf ihn los, daß es ihn am ganzen Leibe wie Feuer brannte, und daß er zurücktrat von der Stadt.

Aber der Herr des Waldes sprach zu dem Riesen: Du ungeschickter, fauler Mensch, was hat dir mein gutes, fleißiges Völkchen gethan? Du mit deinen großen Händen kannst doch keine einzige Straße aufbauen so kunstvoll wie mein liebes Völkchen da.

Willst du wissen, Kind, wer der Riese war? Das war ein Mensch so groß als du. Aber was für eine Stadt ich meine, und wer das kleine, fleißige Völkchen ist, und wer der Herr des Waldes, das sollst du erraten, und dann gehe hinaus in den Wald und besuche die Stadt und das Völkchen und lerne von ihnen!

128. Der Regenwurm.

Wenn wir nach einem warmen Regen in den Garten kommen, so sehen wir da und dort rötliche Tiere auf dem Boden umherkriechen. Das sind Würmer, und weil sie sich meist nur nach dem Regen sehen lassen, so nennt man sie Regenwürmer.

Der Regenwurm hat zwar einen langen Leib, ist aber im übrigen doch etwas kurz weggekommen. So hat er z. B. keine Spur von Augen, und Ohren hat man auch noch nicht an ihm auffinden können. Was härter ist als fette Erde, kann er nicht beißen, er muß alles stehen lassen, und wär's noch so wohlschmeckend. Indes weiß er sich doch etwas zu helfen. Um sich nämlich zuweilen eine gute Nahrung zu bereiten, zieht er Grashälmchen, kleine Zweige und schmale Blätter an den Stielen in sein Loch

und läßt sie ein wenig hervorstehen. Fangen nun dieselben in der Erde an zu faulen, so sind sie ihm gerade mundrecht und werden mit Wohlbehagen verzehrt. Während des Nagens zieht er sie immer tiefer hinein und sorgt auf diese Weise für die Zukunft.

Wer sich die Mühe nimmt, einen Regenwurm genauer zu betrachten, der muß weiter als zehn zählen können und auch scharfe Augen haben. Erstens besteht sein Körper aus 154 bis 160 Ringen, und zweitens sind seine Füße so feine, kurze Borsten, daß man sie leichter fühlt als sieht. Wird der Regenwurm quer durchschnitten, so lebt die vordere Hälfte fort, die hintere dagegen stirbt. Zur Regenzeit und des Nachts kommt er hervor aus seiner dunkeln Kammer, um Schnabelweide zu halten. Von trockener Wärme ist er ebensowenig ein Freund als von strenger Kälte, daher trifft man ihn im heißen Sommer ein halb bis ein Meter, im Winter sogar bis drei Meter tief in der Erde. Die Regenwürmer vermehren sich sehr stark, und zwar durch Eier, welche sie in Klümpchen legen. Sie schaden den Gartenpflanzen nicht, denn sie können selbst kleine Wurzeln nicht abnagen. Sie sind sogar nützlich, indem sie den Untergrund auflockern und so den Saugwurzeln der Pflanzen Wege öffnen. Auch bewirken sie, daß die abgefallenen Pflanzenteile schneller verwesen und den Boden düngen.

— 129. Das Moos.

Unten am Waldesboden lebt ein winziges Geschlecht bescheiden und harmlos, das Moos. Wie klein und schwach ist doch solch ein Pflänzchen! Der Fußtritt eines Vögeleins wirft es um, ja ein Käfer, der vorbei läuft, stößt das einzeln stehende zu Boden. Drum hat der liebe Gott auch immer große Gesellschaften, tausend und aber tausend solcher Pflänzchen nebeneinander wachsen lassen. Vereinigt richten sie gar manches aus.

Wenn im rauhen Herbst die stolzen Bäume ihre gelben Blätter verlieren, dann ist das Moos am schönsten grün und wächst am besten. Es fängt die Eicheln und die Nüsse der Buchen und

Haseln auf und umhüllt sie weich und warm. Auch die tausend Käfer des Sommers kriechen ins weiche, warme Lager von Moos und schlafen da den langen Winter hindurch geschützt gegen den Frost.

Taut im Frühjahr der Schnee, so eilen die Tropfen hurtig nach dem Bache. Halt! ruft das Moos den Flüchtigen zu. Mit seinen hundert Ärmchen hält es ihrer viele fest. Ich habe viele Kinder, sagt es, die brauchen Morgentrank. Dann reicht es jedem von ihnen, der Eichel, der Haselnuß, sein Tröpfchen. Sie wachen auf und trinken und keimen, und das Moos schützt die zarten Sprossen vor dem kalten Märzenhauch.

Wehen die lauen Lüfte, so kriechen auch die Käfer heraus, und die Schnecken schlüpfen ans Tageslicht. Aus fernen Ländern kehren die Singvögel wieder und bauen ihre Nester. Gutwillig giebt ihnen das Moos seine Pflänzchen her, daß sie ihre Wohnungen damit ausfüllen können. Bald kommt auch das Häslein und das Reh. Sie suchen im Moos ein sicheres und trauliches Versteck, wo sie ihre Jungen pflegen können. Kinder pflücken das Moos und winden daheim Kränze daraus, die jahrelang grün bleiben.

— 130. Die Feldpolizei der Tiere.

Feld und Flur sind zwar mit Kräutern und Gräsern so reichlich gesegnet, daß es Menschen und Vieh an Nahrung und Futter nicht fehlt. Aber ebenso fruchtbar sind auch die vielerlei Tiere des Feldes, welche sich von Gras und Kraut nähren. Würde nur ein halbes Jahrzehnt hindurch keiner dieser kleinen Felddiebe getötet, ihr Heer würde bald zahlreicher sein als die Grashalme der Wiese. Von einem einzigen Paar Feldmäuse können in einem Sommer 18 Paar junge Mäuse kommen, im nächsten Jahre sind es schon über 300 Paare, und im fünften Jahre würden fast 4 Millionen Stücke vorhanden sein. Wenn sich die Rebhühner auch nur halb so stark als die Mäuse vermehrten, so ergäbe ein einziges Paar nach fünf Jahren schon über 100 000. Welche Menge von Sperlingen und Ammern plündern

das Kornfeld, sobald die Ähren beginnen gelb zu werden! Wahrlich kein Blümlein könnte mehr aufkommen, diese Felddiebe müßten einander zuletzt selbst auffressen, wenn nicht der liebe Gott ihrer Vermehrung Einhalt thun würde. Dazu hat er mancherlei Feldpolizei aufgestellt, größere Tiere, welche den kleineren nach dem Leben trachten.

Aufmerksam geht der Rabe durch die Ackerfurchen und dreht rechts und links seinen Kopf. Wo sich ein Wurm, ein Maikäfer zeigt, da haut er mit seinem Schnabel nach ihm. Ein Mäuschen ist vorsichtig aus seiner Wohnung geschlüpft, aber schon hat es auch der Rabe erwischt. Wie es auch zappelt und winselt, er bekümmert sich nicht darum und läßt es sich herrlich schmecken. Das flinke Wiesel sucht die kleinen Wühler in ihren Gängen und Löchern unter der Erde auf. Bei Nacht steht der Iltis auf der Lauer. Lautlos schleicht er auf den weichen Sohlen seiner Pfoten hin. Schon hat er die Spur von Rebhühnern entdeckt. Dort neben dem Klee hat die alte Henne ihr Nest. Sie sitzt auf den Eiern und schläft, und hinter ihr funkeln die Augen des Mörders. Ehe sie zu sich kommen kann, faßt sie der Iltis und beißt ihr den Kopf ab. Da er schon lange gejagt und keinen Hunger mehr hat, so trinkt er nur ein wenig Blut, frißt etwas vom Hirn und schleppt dann das Rebhuhn nach Hause. In der Nacht wacht auch die Eule und geht auf Raub aus. Krähen und Raben und eine ganze Schar kleiner Vögel haben sie lange genug bei Tag geneckt, und sie hat sich alles gefallen lassen müssen, weil das Licht sie blendete. Bei Nacht ist es anders. Jetzt wird die Eule zum Angreifer und vergilt der Spötterschar ihren Übermut dadurch, daß sie so viele von ihnen verzehrt, als sie erlegen kann. Bei Tag haben andere Raubvögel Dienst. Hoch in den Lüften kreist der Weihe und späht nach Beute. Da hat sich ein kleines Häschen allzu kühn vom Neste auf dem Felde entfernt. Ehe es sich's versieht, hat es der Weihe mit seinen scharfen Augen erblickt. Pfeilschnell stürzt der Vogel aus der Luft herab, packt den armen Wicht mit seinen Krallen und weidet ihn mit seinem Schnabel aus.

— 131. Die Eiche.

Die Eiche ist der stattlichste und kräftigste Baum unsrer Laubholzwälder, ein wahrer Riese des Waldes. Tief in die Erde schlägt sie ihre starken, knorrigen Wurzeln. Ihren Stamm können oft mehrere Männer kaum umfassen, er erreicht einen Umfang von 10 Meter. Ihre kräftigen Äste reckt sie wie riesige Arme schirmend aus. Unzählbare schön geschweifte Blätter bilden des Baumes große, grüne Krone. Grüne Blütenkätzchen hängen im Frühjahr dazwischen und im Herbste viele niedliche Eicheln, die in Schüsselchen sitzen. Ihre dicke, rissige Rinde bietet die Eiche dem Moose und den Flechten als Nahrung dar.

Und welche Menge von Tieren pflegt die königliche Eiche! Kleine Gallwespen laufen auf den Blättern herum und bohren mit ihrem feinen Stachel ein kleines Loch hinein. Ein winziges Ei kommt dann ins grüne Blatt, der Saft strömt hinzu, und ein runder Gallapfel bildet sich. Hornschröter zerreißen mit ihrem zackigen Geweih die jungen Zweige und trinken ihren Saft. Der Specht klopft an den Stamm und zieht die fliehenden Würmchen ans Tageslicht. Eichhörnchen bauen zwischen den breiten Zweigen ihr Haus und sammeln ihren Wintervorrat.

Auch dem Menschen erweist sich die Eiche gar nützlich. Ihren Überfluß von dürren Ästen wirft sie den armen Leuten herab. Ein Mütterchen sucht die Eicheln unter dem Baume sorgsam zusammen, um ihrem kranken Kinde Eichelkaffee zu kochen. Der Apotheker sucht die Galläpfel auf den Blättern und macht schwarze Tinte daraus. Die Rinde schält man nach dem Ausschlagen der Blätter ab. Sie wird getrocknet und gemahlen. Sie heißt dann Lohe und dient zum Gerben des Leders. Das Holz bekommt der Zimmermann.

Unerschütterlich fest steht die Eiche in Sturm und Ungewitter. Sie ist erst nach 200 Jahren ausgewachsen und kann über 500 Jahre alt werden. Endlich aber zerschmettert auch sie ein Blitzstrahl oder bricht ein heftiger Windstoß den stolzen Baum, der sich nicht beugen will, wenn er nicht schon früher von Menschenhand gefällt worden ist.

132. Der Kürbis und die Eichel.

Ein Wandersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaude, welche an dem nächsten Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: Hm, hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine, niedrige Staude eine so große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!

Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel hoch aus dem Gipfel des Baumes eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. O weh, rief jetzt der erschrockene Mann, da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen! Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht.

— 133. Das wilde und das zahme Rind.

Es hat schon früher Rinder in unserer Heimat gegeben, lange vorher, ehe Menschen im Lande wohnten und zahme Kühe und Ochsen hielten.

Das wilde Rind konnte den ganzen langen Tag nach Herzenslust sich herumtreiben, es durfte ungestört auf der fetten Wiese herumwaten und sich aussuchen, was ihm gefiel. Dafür mußte es aber im Sommer jedes Ungewitter mit Donner, Blitz und Hagelschlag im Freien aushalten. Noch viel höher stieg die Not im Winter. Die Gräser waren alsdann verwelkt, und es gab nichts zu fressen als Knospen der Büsche und trockene Reiser. Da verschwand bald die Fettwamme vom Halse, und durch das struppige Fell schauten alle Rippen hindurch. Manch starker Ochse legte sich todmüde auf den Schnee und ward endlich eine Speise der Raubtiere.

Jetzt muß allerdings das Rind arbeiten. Die Kuh muß den Pflug und die Egge ziehen, der Ochse den Wagen. Aber was schadet es? Es ist für den starken Burschen immer besser, er schafft etwas Nützliches, als daß er sich den ganzen Tag mit seinen

Verwandten herumstößt, wohl auch dabei die Hörner, ja das Leben verliert. Zum Lohne für die Arbeit baut der Landmann dem lieben Vieh weite, breite Felder mit den schönsten Gräsern und Kräutern an. Dort können die Kühe den Tag über weiden und nach genommener Mahlzeit sich ohne Sorge zur Verdauung niederlegen. Der Hirte wacht über sie. Zur Nachtzeit oder beim Unwetter ist das Rindvieh im sichern Stalle und merkt kaum etwas davon, was draußen vorgeht. Deckt der Schnee das ganze Gefilde, und heult der grimmige Sturm über die Giebel, so hat das Rind im warmen Stalle die Krippe voll prächtigen Heues.

Wenn ehedem das wilde Rind von einer Krankheit befallen wurde, so war es verloren. Seine Gefährten konnten ihm nicht helfen. Wie viel besser wird heutzutage für dasselbe gesorgt! Kaum ist ein Kälbchen geboren, so ist Freude im ganzen Hause. Wie wird es von dem Bauern gepflegt und gefüttert, wie von den Kindern gehätschelt! Wird ein Stück Vieh krank, so ist der Landmann schnell bei der Hand, durch allerlei Hausmittel oder die Arzneien des Tierarztes zu helfen. So ist schon manches arme Geschöpf durch die Hand des Menschen vom Tode gerettet worden. Am Ende schlachtet freilich der Metzger alle miteinander, Ochsen, Kühe und Kälber. Sie wandern sämtlich zur Küche in Töpfe und Kessel, das Fell zum Gerber und Schuster. Aber von jeher ist ein gewaltsamer Tod das Schicksal des Rindes gewesen. Selten ist wohl von dem wilden Vieh ein Stück eines natürlichen Todes, an Altersschwäche gestorben. Die meisten fielen schon in frühester Jugend durch Ungunst des Wetters und durch den Hunger im Winter. Andere wurden von den wilden Raubtieren, Wölfen und Bären, zerrissen.

— 134. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
in gutem und schlechtem Wetter,
das hat von unten bis oben halt
nur Nadeln gehabt statt Blätter.
Die Nadeln, die haben gestochen.
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an.
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht,
da hatt' es goldne Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz.
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

4. Aber wie es Abend ward,
ging ein Jude durch den Wald
mit großem Sack und großem Bart.
Der sieht die goldnen Blätter bald,
er steckt sie ein, geht eilends fort
und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
Die goldnen Blätter dauern mich.
Ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht,
da hatt' es gläserne Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh.
Kein Baum im Walde glitzert so.

7. Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geschwind,
und kommt an die gläsernen Blätter.

Da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub.
Die andern Blätter dauern
mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht,
da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
und spricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch'.

10. Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß gesprungen,
sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen.
sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner noch roter noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln.

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht,
da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus,
das Bäumlein aber macht sich nichts daraus.

13. Warum hat 's Bäumlein denn gelacht
und warum seine Kameraden?

Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß jedermann es sehen kann.
Geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

Rückert.

135. Sprichwörter.

1. Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
2. Frage nicht, was andre machen,
   sieh auf deine eignen Sachen!
3. Jeder kehre vor seiner Thüre.
4. Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz.
5. Viel Naschen macht leere Taschen.
6. Unrecht Gut gedeiht nicht.
7. Wer sein Kleid kann selber flicken,
   darf es nicht zum Schneider schicken.

136. Das Eichhörnchen.

Die Eichhörnchen sind sehr muntere, artige Tierchen, in stäter Bewegung, die ungemein behend von Baum zu Baum springen, an den Ästen auf und nieder klettern und sich putzen wie die Affen. Wenn sie etwas fressen, so setzen sie sich auf die Hinterbeine, schlagen den Schwanz auf den Rücken, halten ihr Futter in den beiden Vorderhändchen und beißen stückweise davon herunter, wobei sie Schalen, oder was ihnen sonst nicht gut schmeckt, immer zu Boden fallen lassen. Ihre liebste Nahrung sind alle Gattungen von Kernen: Buchecker, Eicheln, Fichtensamen, Nüsse, aber auch süßes Obst, wie Birnen. Sie lassen sich leicht zähmen und machen durch ihre lustigen Bewegungen viel Spaß, aber des Beißens wegen ist ihnen nicht immer zu trauen. Man muß sie an Ketten legen oder in Käfige sperren, weil sie alles zernagen. In den Wäldern machen sie auf Bäumen und in Baumhöhlen mehrere Nester, von denen sie aber nur eines benützen, und nur bei Gefahr von einem andern Gebrauch machen. Auch benützen sie manchmal ein altes

Elsternnest. Sie bekommen drei bis sieben blinde Junge, die nach vier Wochen schon mit den Alten herumklettern können. Im Winter sind sie meist in ihren Nestern versteckt, schlafen aber nicht. Im Herbst legen sie für den Winter einen großen Vorrat von Nüssen, Bucheckern u. dergl. an, welche sie sorgfältig verbergen. In harten Wintern aber reicht dieser Vorrat nicht aus, und dann geht es ihnen schlimm: sie müssen frieren und hungern, und man findet viele tot.

137. Das Bächlein.

Kind. Du Bächlein silberhell und klar,
du eilst vorüber immerdar.
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her? Wo gehst du hin?

Bächlein. Ich komm' aus dunkler Felsen Schoß,
mein Lauf geht über Blum' und Moos.
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.
Drum hab' ich frohen Kindersinn,
es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
der, denk' ich, wird mein Führer sein.

138. Das Wasser.

Auf der Erde befindet sich gleichsam ein großer Kessel, in welchen alles Wasser zusammenkommt. Man nennt ihn das Meer. Von diesem Wasser soll nun die Erde jahraus jahrein versorgt werden.

Wie aber gelangt dasselbe in die Länder, welche Hunderte von Meilen vom Meere entfernt liegen, und wie gelangt es in die Höhe, daß es die höchsten Berge und Bäume benetzen kann? Da läßt Gott die Sonne scheinen. Sie verwandelt durch die Wärme ihrer Strahlen tagtäglich eine ungeheure Menge Wasser in feine Dünste, welche in die Höhe steigen, so fein, daß wir sie mit unsern Augen gar nicht wahrnehmen. Dabei bleibt auch alles Salz und alle Bitterkeit des Meerwassers unten zurück. Diese

feinen Dünste werden zu Wolken, welche nun über dem Meere schweben. Damit aber diese über alle Länder nah und fern verteilt werden, läßt der liebe Gott einen starken Wind sich erheben. Da ist es doch nicht anders, als bliese man in einen Federtopf, wo alle Federn umherstieben, so ziehen die Wolken nach allen Richtungen hin. Eine solche Wolke enthält oft mehr als tausend Zentner Wasser. Stürzte sie herab, so würden nicht bloß Pflanzen, Bäume und Tiere sondern sogar Menschen und Häuser zerschmettert werden. Dies zu verhüten, läßt der liebe Gott die schweren Wasserwolken tropfenweise wie aus einem Siebe vom Himmel herabfallen. Darum steht auch geschrieben: Er fasset das Wasser in seine Wolken, und die Wolken zerreißen darunter nicht.

Das überflüssige Wasser dringt in die Erde, sickert durch die Berge und kommt als kristallreine Quelle am Fuß derselben hervor. Diese Quellen vereinigen sich zu Bächen, werden zu Flüssen und ergießen sich, nachdem sie uns Wasser zum Trinken, Kochen, Waschen, Backen, Bierbrauen gegeben, Mühlen getrieben und Schiffe getragen haben, als Ströme wieder ins Meer. Dadurch ersetzen sie das Wasser, das täglich durch die Sonnenstrahlen in die Höhe gezogen wird. Denn ohne diese Einrichtung würde das Weltmeer längst schon erschöpft sein. Allein auf diese Weise geht auch nicht ein Tropfen verloren. Wie bewundernswert ist dieser stäte Kreislauf!

139. Das Meer.

Das Meer ist tief, das Meer ist weit.
Doch gehet Gottes Herrlichkeit
noch tiefer als des Meeres Grund,
noch weiter als das Erdenrund.
So viele Fischlein wohnen drin,
der Herr sieht freundlich auf sie hin,
reicht allen ihre Speise dar,
führt ab und auf sie wunderbar.
So hoch die wilden Wogen gehn,
wenn er gebeut, sie stille stehn.

Da führet seine treue Hand
das Schifflein hin ins fernste Land.

— 140. Die Gänse in Rom.

Ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt geschah es, daß die Stadt Rom von einem feindlichen Kriegsheere erobert und zerstört wurde. Nur die feste Burg, die auf einem steilen Hügel lag, konnten die Feinde nicht gewinnen. Sie wurde von tapferen Bürgern verteidigt. Endlich aber entdeckten die Feinde einen geheimen Zugang. In aller Stille stiegen sie bei Nacht einer hinter dem andern die steile Höhe hinan. Die Wächter merkten nichts, selbst die Hunde wurden nicht aufgeweckt. Aber plötzlich erhoben die Gänse in der Burg ein lautes Geschrei. Ein Soldat hörte es, ergriff die Waffen, eilte herbei und gab dem ersten Feind, der heraufschlich, einen so gewaltigen Stoß mit dem Schilde, daß er rücklings hinunterstürzte und im Fallen die andern hinter ihm mit sich fortriß. Unterdessen waren noch andere Römer herbeigeeilt. Die Feinde wurden vollends hinabgeworfen, und die Burg war gerettet.

Von da an kamen die Gänse in Rom zu sonderlicher Ehre. Auf Kosten des Staats wurde stets eine Anzahl ernährt. Auch wurde jährlich ein Gänsefest gefeiert. Dabei trug man eine schön geschmückte Gans feierlich in einer Sänfte durch die Stadt. Alle andern Gänse erhielten an diesem Tage mehr und besseres Futter, während die Hunde für die Nachlässigkeit ihrer Vorfahren gezüchtigt wurden.

— 141. Die Ente.

Langsam und unbeholfen watscheln die Enten auf dem Lande umher. Wenn aber ein Regen naht, werden sie lebendig und stimmen einen schnatternden Wechselgesang an. Sind sie gar im Wasser, wie munter tummeln sie sich dann in demselben! Sie schwimmen und tauchen, fliegen und jagen. Das Wasser ist ihr Element.

Ihr eirunder Körper ist wie der Nachen des Schiffers gebaut. Die mit Schwimmhäuten versehenen Füße sind ganz zum Rudern

geschaffen. Selbst die größte Kälte hindert sie nicht, ihren Lieblingsaufenthalt aufzusuchen. Das bunte Gefieder und eine dichte Fettlage unter der Haut schützen ihren Körper vor dem Eindringen der Kälte. Damit die Nässe dem Gefieder nicht schadet, reibt es die Ente mit einem Öle ein, das aus einer Drüse am Hinterkörper hervordringt. Dadurch wird das Gefieder fettig, und das Wasser rollt stets von ihm ab. Der Schnabel gleicht einem langen, schmalen Löffel. Mit ihm trompetet die Ente zum Angriffe und wehrt sich gegen den herannahenden Feind. Er ist für die Ente das, was dem Jagdhunde seine feine Spürnase. Gefräßig wühlt sie in Pfützen und Lachen nach Insekten, Fröschen und Kröten. Sie verschmäht, wenn sie Fische und Fischeier nicht haben kann, auch Würmer nicht und verachtet überhaupt wie das Schwein keine Kost. Bei allem dem ist sie aber doch weit reinlicher als das unsaubere Rüsseltier.

Die Zärtlichkeit einer Mutter kennt sie nicht. Unbekümmert verläßt sie die Eier, um ins Wasser zu gehen, und setzt sich wieder naßkalt auf dieselben. Auch die ausgeschlüpften Jungen überläßt sie gerne sich selbst. Darum giebt man die Enteneier meistens einer Gluckhenne zum Ausbrüten.

142. Der Hecht.

Der größte Fisch in unsern Bächen ist die Forelle, aber der König der Seen ist der Hecht. Dieser kann 100 Jahre und darüber alt werden und eine Länge von anderthalb Meter erreichen. Sein Kopf hat eine breite Schnauze und ein weites Maul. Zunge und Rachen sind mit etwa 700 spitzigen Zähnen besetzt. Er atmet wie alle Fische durch Kiemen, die hinter dem Kopfe liegen. Beim Einatmen öffnet sich der Mund und schließen sich die Kiemendeckel, beim Ausatmen schließt sich der Mund und öffnen sich die Kiemendeckel, wodurch das Wasser ausfließt. Durch seine Schwimmflossen ist der Hecht im stande, langsam dahinzuschwimmen oder wie ein Pfeil durch das Wasser zu schießen.

Er ist im Wasser der Flüsse und Seen, was der Wolf auf dem Lande, ein kecker Räuber und wahrer Nimmersatt. Man findet oft ganze Fische und Krebse in seinem Leibe. Ferner frißt

er noch Würmer und Käfer, Frösche, Ringelnattern, sogar Mäuse und Ratten, selbst junge Enten. Die andern Fische fürchten ihn deshalb und fliehen auseinander, sobald er sich nähert. Die einen tauchen rasch nach dem Grunde, die andern schießen im Bogen davon, noch andere machen blitzschnell rechts- und linksum. Aber der Hecht hinter ihnen her kommt ihnen doch an Schnelligkeit, an List und Tücke als gewandter Jäger zuvor. In seinem Übermute wagt er sich selbst an größere Schwimmvögel, findet aber oft dabei den Lohn für seine Thaten. Der Bissen ist für ihn zu groß, seine Zähne hat er zu fest eingehauen, daß er nicht mehr loslassen kann, und so fängt dann der Fischer die Beute und den Jäger zumal. Sein Fleisch ist sehr beliebt. Er vermehrt sich nicht so stark wie andere Fische, z. B. der Karpfen, der jährlich gegen 200 000 Eier legt. Auch fressen die großen Hechte öfters die kleinen auf.

— 143. Der Kalksteinbruch.

Ein Vater reiste einmal mit seinen Kindern ins Gebirge. Da kamen sie an einem Kalksteinbruche vorüber. Fleißige Männer brachen die Steine los, zerschlugen sie in Stücke, luden sie in Karren und führten sie weg. Vor einem sonderbaren Gebäude hielten sie still. Es ist ein Kalkofen, sagte der Vater. Hier laden sie die Steine ab und setzen sie in den Ofen ein. Sie lassen unten einen hohlen Raum und zwischen den Steinen schmale Lücken. Nun schüren sie ein mächtiges Feuer an, das mehrere Tage lang brennt. Die Flammen lecken zwischen den Steinen hindurch, die Kalksteine werden glühend heiß. Da kann die Kohlensäure, welche unsichtbar in dem Kalksteine sich befindet, nicht mehr bleiben, sie muß heraus. Ungesehen geht sie in die uns überall umgebende Luft über. Wenn die Kohlensäure ganz verjagt ist, läßt der Kalkbrenner das Feuer verglühen.

Die erkalteten Steine haben nun ein eigentümliches Verlangen nach Wasser. Wolltet ihr den gebrannten Kalk länger in der Hand halten, besonders wenn dieselbe etwas feucht ist, oder wolltet ihr ihn gar an die Lippen bringen, ihr würdet bald einen brennenden

Schmerz empfinden. Hierauf nahm der Vater ein Stück gebrannten Kalk und tröpfelte allmählich Wasser darauf, und sieh, es dampfte auf, erhitzte sich und zerfiel in äußerst feinen Kalkstaub. Der Maurer, so fuhr der Vater fort, gießt auf den gebrannten Kalk eine ganze Menge Wasser, welches der Kalk zischend und sprudelnd aufnimmt. Das Wasser dampft und kocht dabei, als ob Feuer in der Kalkgrube wäre. Es entsteht ein weißer Brei. Diesen benützt der Maurer, die Wand zu weißen, oder er vermischt ihn mit Sand zu Mörtel. Im Laufe der Zeit nimmt der Mörtel wieder aus der Luft Kohlensäure auf und wird dadurch hart wie Kalkstein.

144. Das Silber.

Das Silber findet sich in vielen Gebirgen, nirgends aber so häufig als in Amerika, wo man Gänge entdeckt hat, die wie silberne Mauern aus dem vom Regenwasser weggespülten Gestein hervorragten. Hie und da hat man in älteren Zeiten auch in Deutschland größere Silbermassen gefunden, z. B. zu Schneeberg in Sachsen ein Stück, welches 100 Zentner wog und so groß war, daß der damalige Kurfürst darauf mit seinem ganzen Hofstaat speiste wie auf einer Tafel. In Deutschland giebt es einige Silberbergwerke im Harz und im sächsischen Erzgebirge.

Wie aus dem Golde, so verfertigt man auch aus dem Silber Münzen und vielerlei Gerätschaften. Da es aber nur geringe Härte besitzt und sich deshalb im Gebrauch rasch abnützen würde, so vermischt man es mit dem härteren Kupfer, wodurch es nichts von seinem Glanze einbüßt. Unsere Silbermünzen, nämlich die Ein-, Zwei- und Fünfmarkstücke sowie die Zwanzig- und Fünfzigpfennigstücke bestehen zu 90 Teilen aus Silber, zu 10 Teilen aus Kupfer.

145. Der Holzhacker.

1. Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich'.
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
wie unsereins immer sich peinigen muß.

Wie ist doch der Arme so elend daran!
Wär' ich doch ein reicher, vermögender Mann!

2. Da kommt ein holder, schönlockiger Knab'
im Silbergewande mit goldenem Stab.
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt,
es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt.

3. Es wird zwar dem Bäu'rlein ganz schau'rlich und bang.
Jedoch es bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang,
er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
und spricht sich verneigend: O himmlischer Knab',
ich bitte, weil Ihr es doch selber so wollt,
was ich nur berühre, das werde zu Gold!

4. Da lächelt gar seltsam der lockige Knab',
berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab.
Ich wollte, du hättest was Beßres begehrt,
indessen sei dennoch die Bitte gewährt.
So spricht er verschwindend in goldenem Duft,
und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

5. Gottlob! ruft das Bäu'rlein, nun bin ich ja reich.
Er prüfet die herrlichen Künste sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmten Ast,
so kracht er von goldener Eicheln Last.
Die Blättlein und Knösplein ohn' Ende und Zahl,
die schimmern von lauterem Golde zumal.

6. O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus,
die Arbeit hier mache ein anderer aus.
Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst
und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch ess' ich vom Brot da genug
und trinke die Letze aus irdenem Krug.

7. Er langet sein irdenes Krüglein herbei.
Wie schwer ist's! Wie schimmert's und funkelt's! Ei, ei!
Doch weh, auch das Wasser gerinnet zu Gold,
kein Tröpflein dem goldenen Kruge entrollt.
Er bricht von dem Brote und beißet, o Graus!
am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

8. O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brot!
Ach, was mir mein Glück schien, das ist jetzt mein Tod!

9. Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht,
denn alles dies war nur ein Traum in der Nacht.
Gottlob! spricht er, froh der entschwundenen Not,
ich habe statt Goldes das tägliche Brot.
Gottlob! daß ich wieder bei ruhigem Sinn
und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin.

10. Gar gut ist's, so hat mich das Träumlein gelehrt,
daß Gott nicht gleich jegliches jedem gewährt.
Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh,
und würde doch nimmer zufrieden und froh.
Ja mancher fleht' manches mit thörichtem Mund
und ginge an Leib und an Seele zu Grund.

146. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
da hatten die drei einen seltsamen Traum.
Der erste. Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!
Der zweite. Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
da brannt' ich ihm auf das Fell, piff paff!

Der dritte. Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
da stieß ich lustig ins Horn, trara!
So lagen sie da und sprachen die drei,
da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! Piff paff! Trara! Uhland.

147. Das weiße Mäuschen.

1. Ein milchweiß Mäuschen war einmal
von einer großen Mäusezahl
die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
so glatt, so glänzend und so weich,
sie selbst war klein und zart.

2. Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
noch kennst du nicht das böse Tier,
die Katze, unsern Feind.
Sie lauert auf in finstrer Nacht.
Dein Fell ist weiß. Nimm dich in acht!
Mein Rat ist gut gemeint.

3. Auch vor der Eule hüte dich!
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht.
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
O Mutter, sorg für mich nur nicht!
Ich weiß schon, wie man flieht.

4. Nun ging es einstens auf den Schmaus
des Abends ohne Mutter aus
und tanzte frisch und keck.
Doch da es wieder heimwärts ging,
da kam die Eule schnell und fing
mein weißes Mäuschen weg.

5. Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rat gehört,
so litt' ich nicht den Tod.
Allein das weiße Mäuschen schrie
umsonst. Die Eule speiste sie
zu ihrem Abendbrot.

— 148. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Tier, sagte er, könne ihm widerstehen, alle müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen. Dazu kann ich dir helfen, sprach der Fuchs. Komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.

Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. Ist das ein Mensch? fragte der Wolf. Nein, antwortete der Fuchs, das ist einer gewesen. Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. Ist das ein Mensch? — Nein, das will erst einer werden. Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolf: Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen. Ich aber will mich fort in meine Höhle machen.

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe, legte an und schoß dem Wolf die Schrote ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief.

Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig geworden? Ach, antwortete der Wolf, so hab' ich

mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein. Da flog mir etwas ins Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter. Und als ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe. Damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot liegen geblieben wäre. Siehst du, sprach der Fuchs, was du für ein Prahlhans bist!

149. Das schlafende und das wachende Gewissen.

(Hans und Fritz gehen über Feld.)

Hans (steht plötzlich still und hebt etwas von der Erde auf). Ei, sieh doch, Fritz, was ich da finde! Das Ding ist schwer.

Fritz (hinsehend). Das ist ein Päckchen mit Gold. Sieh, hier steht es geschrieben: Enthaltend 100 Mark.

H. (hüpfend). O, welch ein Glück! Das macht für jeden von uns 50 Mark. Laß uns teilen!

F. Du thust ja, Hans, als ob das Geld uns gehörte!

H. (ihn verwundert ansehend). Uns gehörte! Wem gehört es denn?

F. Dem, der es verloren hat.

H. Ja, wer weiß, wo er ist?

F. Wir müssen ihn aufsuchen.

H. Wie machen wir denn das?

F. Weißt du nicht mehr, was neulich der Lehrer sagte? Wir tragen das Geld auf das Rathaus. Es wird allenthalben bekannt gemacht, daß Geld gefunden worden sei, und wer dann beweisen kann, daß er es verloren, der erhält es wieder.

H. Wenn sich aber keiner meldet?

F. Dann erst dürfen wir es behalten.

H. Hör, Fritz! Ich wollte, es meldete sich niemand.

F. Das ist nicht wahrscheinlich. Eher glaube ich, daß man schon nach dem Gelde gefragt haben wird, ehe wir es anzeigen.

H. Aber — könnten wir nicht —

F. Nun, was denn?

H. — stillschweigen und thun, als ob wir nichts gefunden hätten? Denn keiner hat uns doch —

F. (ihn unterbrechend). Wir sollen also Diebe werden, meinst du? Denn das würden wir, wenn wir wissentlich und absichtlich fremdes Eigentum behielten. Nein, Hans, wenn du ein so schlechter Kerl bist, so mag ich nichts mehr mit dir zu thun haben.

H. (erschrocken). Diebe? nein, wenn du das meinst. — Aber es wäre doch schön gewesen, und ich hatte mich schon so gefreut.

F. Wir wollen uns darüber freuen, daß der Reisende sein Geld wieder erhalten wird.

H. Es ist wahr, Fritz. Meine Gedanken waren auf einem bösen Wege. Es soll künftig nicht wieder vorkommen.

150. Ein Rätsel.

1. Ich weiß ein kleines Hämmerlein
in einem dunkeln Kämmerlein,
das geht und klopfet Tag und Nacht,
ob einer schläft, ob einer wacht.

2. Doch stärker klopft's das einemal,
und schwächer dann das andremal.
Nun höre wohl, was ich dir sag',
und merk auch auf des Hammers Schlag!

3. Sag' ich: Komm her, o liebes Kind,
o komm, o komme doch geschwind
und sieh, was dir in dieser Nacht
das Christkind Schönes hat gebracht!

4. Da pocht im dunkeln Kämmerlein
gar leicht und froh das Hämmerlein.
Im Takte pocht es, daß dein Fuß
dazu vor Freuden hüpfen muß.

5. Wohl dir, wenn reine Freud' allein
dir pochen macht das Hämmerlein!
Doch wehe, wenn du Böses thust
und da den Hammer spüren mußt!

6. Da geht's und pocht's und klopft's so lang
und macht dir Angst und macht dir bang,
bis du zu Vater und Mutter gehst
und reuig deine Schuld gestehst.

7. Und ist dir deine Schuld verziehn,
geht wieder stiller her und hin,
dem Uhrwerk gleich, das Hämmerlein
da drinnen in dem Kämmerlein.

— 151. Ein Handelsmann.

Dem Spitzenhändler Jakob Häuser fiel es einst schwer aufs Herz: Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Ware lassen konntest und auch wirklich ließest, wenn Leute da waren, die das Handeln verstanden. War das auch recht? Ein Christ soll nicht lügen noch betrügen, das war aber beides. Wohlan, mein Gott, es soll nicht mehr geschehen!

Er kommt nach Kassel zur Messe. Gleich am ersten Tag kommen viele Leute, die seine Waren besehen, nach dem Preise fragen und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das sei wirklich der äußerste Preis, so verkauft er an diesem Tag nicht ein Meter. Abends im Wirtshaus kann er vor Traurigkeit nicht essen. Das ist also, denkt er, der Lohn christlicher Treue. So ist dir's nie gegangen, als du nach der Weltart handeltest. Dann fand er sich aber doch wieder zurecht und schlief ruhig ein. Aber es ging an den beiden folgenden Tagen nicht besser. Abends, wenn die andern Kaufleute fröhlich waren, aß Häuser sein Stückchen trocken Brot heimlich und mit Seufzen.

Noch aber war Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelte. Endlich am vierten Tag kommt die Frau Landgräfin, und zuerst an Jakobs Bude. Diesem klopft das Herz hoch vor Freude und Erwartung. Sie sucht aus, aber will auch ein Mäßiges abhandeln. Der arme Jakob muß erklären, er könne keinen Pfennig zurückgehen, und sie geht schweigend hinweg zu den andern Spitzenhändlern. Sie als Kennerin bemerkt aber bald,

daß diese viel teurer seien und die Spitzen schlechter als bei Jakob. Sie spricht das aus gegen ihre Hofdamen und kehrt zurück zur ersten Bude. Hier kauft sie dann reichlich und lobt laut den ehrlichen Mann. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jakob kaufen. Am Abend hat er auch nicht ein Viertelmeter mehr. Konnte ich, erzählte er, an den ersten drei Abenden vor Kummer und Sorge nicht essen, so konnte ich's nun vor Freude nicht. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott.

152. Die Finger.

Die Finger zankten hin und her,
wer doch der wichtigste wohl wär'.
Still da! Der stärkste, der bin ich;
ihr seid nichts nütze ohne mich.
Mehr als ihr vier thu' ich allein,
drum muß ich euer König sein.
So schrie der Daumen. Schon geringer
erhob die Stimm' der Zeigefinger:
Die gröbsten und die feinsten Sachen
kann ich allein am besten machen.
Der fleißigste und tüchtigste
bin ich und drum der wichtigste.
Der Mittelfinger rief: Lernt Sitte!
Als Herr steh' ich in eurer Mitte,
ich bin der längste und der größte
und darum auch der allerbeste!
Da sagte der Goldfinger: Seht,
ich merke, daß ihr nichts versteht.
Mich schmücken Ringe schön und fein,
drum muß ich mehr als ihr doch sein.
Der kleine Finger stille schwieg
und mischte nicht sich in den Krieg.
Da riefen ihm die andern zu:
Sprich doch! Was nützest denn wohl du?

Er sprach: Geschaffen hat mich Gott
wie euch, doch nicht zu eurem Spott.
Der mich gebildet, wird auch wissen,
wozu ich werde nützen müssen.
Er hat ja alles in der Welt
auf seinen rechten Platz gestellt.
Wer thut und leistet, was er kann,
und Gott will, der hat gnug gethan.
Die andern hörten, was er sprach,
und dachten wohl darüber nach.
Still überlegten sie es sich
und sprachen dann einmütiglich:
Hast wahr gesprochen, lieber Kleiner,
du bist so gut als unsereiner.

— 153. Das Gleichnis von den Gliedern des menschlichen Leibes.

Die Römer hatten einmal Streit miteinander. Die niederen Bürger klagten darüber, daß sie fast nur für die Häupter der Stadt und deren Familien arbeiten müßten, und weigerten sich, die hohen Steuern und Abgaben noch ferner zu bezahlen. Im Trotz zogen sie sich sogar aus der Stadt auf einen Berg in der Umgebung zurück.

Da ging Agrippa zu seinen Mitbürgern hinaus und erzählte ihnen folgendes Gleichnis. Die Glieder des menschlichen Leibes hatten sich einmal wider den Magen empört und klagten, sie müssen immer arbeiten und das Ihre thun, die Füße müssen laufen, die Augen immer umhersehen, die Hände schaffen und die Zähne kauen, und das komme alles nur dem Magen zu gut. Dieser dürfe nichts thun als nur annehmen und verzehren, was sie ihm vorarbeiten. Die Glieder hatten deswegen miteinander ausgemacht, es solle keines von ihnen mehr etwas thun: die Füße sollen nicht mehr laufen, die Augen nicht mehr umhersehen, die Hände nicht mehr schaffen, die Zähne nicht mehr kauen,

damit der Magen einmal sehe und spüre, daß er ohne sie nichts sei. Als sie nun dieses etliche Tage ins Werk gesetzt hatten, waren die Füße schwach, die Augen trübe, die Hände schlaff und der ganze Leib kraftlos geworden, weil der Magen keine Speise mehr bereiten und sie den Gliedern mitteilen konnte. Da mußten die Glieder ihre Unbesonnenheit erkennen und gestehen, daß ein jedes Glied schuldig sei, dem Magen und sich selbst zum Besten das Seine zu verrichten, wenn sie nicht bald alle miteinander zu Grunde gehen wollten. Es dienen ja nicht bloß die Glieder dem Magen, sondern es diene auch der Magen hinwiederum den Gliedern.

Mit diesem Gleichnisse brachte Agrippa die römischen Bürger auf andere Gedanken. Sie kehrten wieder in die Stadt zurück und thaten das Ihre. Zuvor aber hatten die Häupter der Stadt ihnen versprechen müssen, daß man für die Zukunft nicht mehr von ihnen verlangen werde, als was Recht und Gesetz bestimmen.

154. Drei Paare und einer.

1. Du hast zwei Ohren und einen Mund.
   Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
   wenig drauf sagen.

2. Du hast zwei Augen und einen Mund.
   Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und
   manches verschweigen.

3. Du hast zwei Hände und einen Mund.
   Lern es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
   einer zum Essen.

Rückert.

155. Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwaldes kommt abends am 5. Dezember ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß halb nackt vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirge und gesellt sich mir nichts dir nichts zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren. Es gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen mir nichts dir nichts in die Stube und denkt nimmer ans Fortgehen, gerade so wie ein Schäflein, das sich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt, auch keinen Kummer mehr hat, wenn es wieder zu seinesgleichen kommt.

Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. Oben herab vom Gutenberg. — Wie heißt dein Vater? — Ich habe keinen Vater. — Wie heißt deine Mutter? — Ich habe keine Mutter. — Wem gehörst du denn sonst an? — Ich gehöre niemand sonst an. Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Gaunern sei herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sei und jetzt da sei. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf die Ofenbank und schlief auch, so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte: Ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt, eins mehr zu füttern.

Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen. Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes. Aber das Mägdlein, sagte der Pfarrherr, soll nicht das Brot mit euern Kindern teilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen. Also ging der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hatte, und sagte zu dem Mann: Peter, wollt Ihr ein Geschenk annehmen? Nachdem's ist, sagte der Mann. Es

kommt von unserem lieben Herrn Gott. — Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler. Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein und erzählte ihm die Geschichte dazu. Der Mann sagte: Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen. Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. Wenn's gut thut, sagte der Mann, so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis ins Frühjahr, denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen.

Jetzt hat er's schon viermal überwintert und viermal übersommert auch, denn das Kind that gut. Es ist folgsam und dankbar und fleißig in der Schule. Und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den anderen in der Schule sieht, der sollte es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet.

156. Die schützende Hand Gottes.

Zwei kleine Mädchen von elf bis zwölf Jahren wollten in einem Dorfe des Schwarzwaldes an einem Wintertage ihre Verwandten und Paten besuchen. Den Spinnrocken in der Hand gehen sie aus ihrem Dörflein nach dem Walde und Gebirge hinaus und achten die Schneeflocken nicht sonderlich, die freilich immer dichter und dichter auf sie herabfallen. Sie sind ja bald halben Weges, und jenseits des Berges und Tannenwaldes, auf den sie losgehen, kann man schon das Dorf, wo die Pate wohnt, sehen.

Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, wird das Schneegestöber so furchtbar, daß die armen Kinder gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor- und rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Höhle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüsch hinweg gewölbt hat. Vorher aber stecken sie ihre beiden Kunkeln oder Spinnrocken ineinander, so daß eine kleine Stange daraus wird, befestigen oben ein rotes Tüchlein daran und stellen dann dieses Notzeichen auf das Dach ihres Schneehäusleins oben auf.

Da nun die Nacht kommt und das Schneegestöber immer ärger wird, so daß bald der Eingang zu der Höhle, in der sie sind, zugeschneit ist und man durch den Schnee hindurch das Geschrei des Uhus und das Brausen des Sturmes kaum noch hören konnte, da mag es den armen Kindern wohl bange genug geworden sein. Sind sie ja doch ohnehin im Schnee bei lebendigem Leibe begraben, ohne Sarg, und ohne daß der Totengräber eine Schaufel angesetzt. Aber Gott schützt die Kleinen so vor wilden Tieren und dem tödlichen Froste, und eng aneinander gedrängt schlafen sie zuletzt ein.

Ihre Eltern schlafen zu Hause auch ganz ruhig, denn sie glauben, die Kinder sind bei der Pate gut aufgehoben. Da sie aber am andern Morgen einen Boten ausschicken, der die Mägdlein holen soll, und dieser sie nicht findet, geht sogleich alles, was laufen kann, mit Schaufeln in den Wald, um die Kinder zu suchen. Da sieht man denn das Notzeichen der Kleinen mit dem bekannten roten Tüchlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorragen. Die Leute denken sich gleich, daß da auch die kleinen Mädchen selber nicht weit davon sein könnten, und rufen und schreien. Die aber drinnen in ihrer dunkeln Kammer hören das Rufen und antworten darauf, versuchen auch zugleich, sich mit den Händen herauszuarbeiten. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut der Kinder gehört hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen, der um die Mädchen herlag, hinweggearbeitet hätten. Denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeschneit und zugeweht, und es war nur gut, daß die kleinen Tannenbäumlein das schwere Dach von Schnee noch so getragen hatten, sonst wären die Kinder erstickt.

Wie väterlich weiß Gottes Hand die Kinder doch zu schützen! O Kinder, preist seinen teuern Namen und opfert dem Herrn Dank!

157. Große Schneeballen.

Wenn in sehr hohen und jähen Schneegebirgen durch den Wind oder durch einen Vogel oder auch durch den Schall eine kleine Handvoll Schnee los wird und anfängt den Berg herabzurollen, so wird der Ball natürlicherweise immer größer. Bis

er aber in ein Thal herabkommt, wird er endlich so groß, daß er Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele hundert Zentner Schnee schießen von oben herab ihm nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lawine, und es wäre an einer einzigen genug.

Aber Dienstag, den 11. Februar des Jahres 1807 abends sieben Uhr stürzten bei dem Orte Stuben in der Schweiz vier solcher Lawinen von vier verschiedenen Orten herab auf einmal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen sein. Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von achtzehn Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spannen und haspelten, sind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn sind tot hervorgegraben worden oder doch bald an ihren Verwundungen gestorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei gingen zehn Pferde, sechsunddreißig Stücke Rindvieh, zwanzig Geißen, elf Schafe und ein Schwein verloren, und der Schaden belief sich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 22 300 Mark. In wenig Minuten war alles geschehen.

158. Das Christbäumchen.

Die Bäume hatten einmal Streit untereinander, welcher von ihnen der vornehmste sei. Da trat die Eiche hervor und sagte: Seht mich an! Ich bin doch hoch und dick und habe viele Äste, und meine Zweige sind reich an Blättern und an Früchten.

Früchte hast du wohl, sagte der Pfirsichbaum, allein es sind nur Früchte für die Schweine; die Menschen mögen nichts davon wissen. Aber ich, ich liefere die rotbackigen Pfirsiche auf die Tafel des Königs.

Das hilft nicht viel, sagte der Apfelbaum. Von deinen Pfirsichen werden nur wenige Leute satt, auch dauern sie nur wenige Wochen, dann werden sie faul, und niemand kann sie mehr brauchen. Da bin ich ein anderer Baum. Ich trage alle Jahre Körbe voll Äpfel, die brauchen sich nicht

zu schämen, wenn sie auf eine vornehme Tafel gesetzt werden. Sie machen auch die Armen satt. Man kann sie den ganzen Winter im Keller aufbewahren, oder man kann sie im Ofen dörren oder kann Most daraus keltern. Ich bin der nützlichste Baum.

Das bildest du dir ein, sagte die Tanne, aber du irrst dich. Mit meinem Holz heizt man die Öfen und baut man die Häuser. Mich schneidet man zu Brettern und macht Tische, Stühle, Schränke, ja sogar Nachen und Schiffe daraus. Dazu bin ich im Winter nicht so kahl wie ihr, ich bin das ganze Jahr hindurch schön und grün, Allein ich habe noch einen Vorzug. Wenn es Weihnachten wird, dann kommt das Christkindchen, setzt mich in ein schönes Gärtchen und hängt goldene Nüsse und Äpfel, Mandeln und Rosinen an meine Zweige. Und über mich freuen sich die Kinder am allermeisten. Ist das nicht wahr?

159. Das Kind in der Krippe.

1. Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all'
zur Krippe her, kommet zu Bethlehems Stall,
und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
der Vater im Himmel für Freude uns macht!

2. O seht in der Krippe, im nächtlichen Stall,
seht hier bei des Lichtes hellglänzendem Strahl
in reinlichen Windeln das himmlische Kind,
viel schöner und holder, als Engel es sind!

3. Da liegt es, ach Kinder, auf Heu und auf Stroh,
Maria und Joseph betrachten es froh;
die redlichen Hirten knien betend davor,
hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.

4. O beugt wie die Hirten anbetend die Knie',
erhebet die Händlein und betet wie sie!
Stimmt freudig, ihr Kinder, wer wollt' sich nicht freun?
stimmt freudig zum Jubel der Engel mit ein!

5. O betet: Du liebes, du göttliches Kind,
was leidest du alles für unsere Sünd',
ach hier in der Krippe schon Armut und Not,
am Kreuze dort gar noch den bitteren Tod!

6. Was geben wir Kinder, was schenken wir dir,
du bestes und liebstes der Kinder, dafür?
Nichts willst du von Schätzen und Reichtum der Welt,
ein Herz nur voll Unschuld allein dir gefällt.

7. So nimm unsre Herzen zum Opfer denn hin,
wir geben sie gerne mit fröhlichem Sinn,
und mache sie heilig und selig wie deins,
und mach sie auf ewig mit deinem in eins!

160. Sprichwörter.

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Allzuviel ist ungesund.
3. An vielem Lachen erkennt man einen Narren.
4. An Gottes Segen ist alles gelegen.
5. Böse Beispiele verderben gute Sitten.
6. Der Klügste giebt nach.
7. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.
8. Der Hehler ist so gut wie der Stehler.
9. Der Schein trügt.
10. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht.
11. Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'.
12. Ehrlich währt am längsten.
13. Eine Hand wäscht die andere.
14. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
15. Ein gutes Wort findet eine gute Statt.
16. Eigenes Lob stinkt, fremdes Lob klingt.
17. Gleich und gleich gesellt sich gern.
18. Jung gewohnt, alt gethan.
19. Junge Schlemmer, alte Bettler.
20. Kaufe in der Zeit, so hast du in der Not.

21. Kommt Zeit, kommt Rat.
22. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist.
23. Morgenstund hat Gold im Mund.
24. Müßiggang ist aller Laster Anfang.
25. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn.
26. Rechtthun läßt sanft ruhn.
27. Stille Wasser gründen tief.
28. Spare in der Zeit, so hast du in der Not.
29. Übung macht den Meister.
30. Viel Köpfe, viel Sinne.
31. Wie die Arbeit, so der Lohn.
32. Wie gewonnen, so zerronnen.
33. Wer Pech angreift, besudelt sich.
34. Wer nicht hören will, muß fühlen.
35. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
36. Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um.
37. Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
38. Wie man's treibt, so geht's.
39. Wer A sagt, muß auch B sagen.
40. Zeit bringt Rosen.

— 161. König Krösus.

In der Stadt Sardes wohnte der reiche König Krösus. Der meinte, er sei der glücklichste Mensch in der Welt, weil er der reichste sei. Zu diesem kam einmal der weise Solon aus Athen. Krösus führte ihn in seinem Palaste umher und zeigte ihm die Pracht seiner Gebäude, aber Solon blieb stumm. Krösus zeigte ihm die Herrlichkeit seiner Zimmer und Geräte, aber Solon blieb stumm. Krösus zeigte ihm seinen großen Haufen Geldes, aber Solon sah ihn an, als wären es Kieselsteine, und blieb stumm.

Darüber wunderte sich Krösus und fragte ärgerlich: Aber, du sonderbarer Mann, hältst du mich denn nicht für den glücklichsten Menschen in der Welt? Solon antwortete: Nein, o König! Wohl bist du ein mächtiger Herr über Tausende, und dir ist niemand gleich an Gütern und Herrlichkeit. Aber das ist alles vergänglich

und kann gar bald von dir genommen werden. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, man soll den Menschen nicht vor seinem Tode glücklich preisen.

So sprach der Fremdling aus Athen. Der König aber wandte sich unwillig von ihm, denn sein Wort war ihm ärgerlich. Später aber hat ihm dasselbe das Leben gerettet. In seinem Übermut fing er nämlich mit dem persischen Könige Cyrus Krieg an, wurde aber gefangen und stand schon auf dem Scheiterhaufen, um lebendig verbrannt zu werden. Da gedachte er der Worte des weisen Griechen und rief mit lauter Stimme: O Solon, Solon, Solon! Cyrus hörte das, ließ den König vom Scheiterhaufen heruntersteigen und fragte ihn: Was ist's, daß du den Namen des griechischen Fremdlings gerufen hast in der Stunde deines Todes? Da erzählte Krösus des Solon weise Worte. Cyrus aber wurde sehr bewegt in seinem Herzen und gedachte, wie wandelbar eines Menschen Glück und Herrlichkeit sei auf Erden. Er schenkte dem Krösus nicht allein das Leben, sondern behielt ihn als Freund und Ratgeber bei sich an seinem Hofe.

Diese Geschichte zeigt uns:

Gott ist der rechte Wundermann,
der stürzen und erhöhen kann.

— 162. Der Knabe Alexander.

Im Lande Macedonien herrschte vor alten Zeiten König Alexander, den man wegen seiner vielen Siege und Eroberungen den Großen nennt. Schon als Knabe offenbarte er seinen gewaltigen Geist, und daß ihm das Herz brannte nach Ruhm und Macht. Nichts las und hörte er so gerne als die Geschichten von den großen Helden aus alter Zeit. Seine Genossen fragten ihn einmal: Willst du nicht auch mit hingehen zum Fest nach Griechenland und um den Siegespreis kämpfen? Da sprach er: O ja, wenn Könige mit mir kämpfen.

Auch zeigte er schon frühe seine Klugheit und Kühnheit. So wurde eines Tages seinem Vater, dem Könige Philipp,

ein sehr schönes Roß gebracht, des Name war Bucephalus d. h. Ochsenkopf, denn es hatte einen breiten Kopf, ähnlich dem eines Ochsen. Als des Königs Diener das Tier besteigen wollten, ließ es keinen heran oder warf sie alsobald wieder herunter. Da ward der König unwillig und sprach: Führet es hinweg! Es ist wohl ein schönes Tier, aber es ist zu wild und daher nicht zu brauchen. Nun trat der Knabe Alexander heran und sprach: Willst du mir nicht erlauben, mein Vater, daß ich es auch einmal versuche? Denn es war ihm leid, daß das herrliche Tier sollte so verloren gehen. Da lächelte der König und sprach: Die andern haben nicht vermocht das Tier zu lenken, und du getrauest es dir? Doch ließ er es ihm zu. Da nahm der Prinz das Roß beim Zügel, führte es eine Weile umher auf dem Platze und stellte es endlich so, daß es seinen eigenen Schatten nicht sah. Er hatte nämlich zuvor bemerkt, daß es nur durch den Schatten so scheu und unbändig geworden war. Als es nun ruhig dastand, schwang er sich hurtig auf seinen Rücken und lenkte es hin und her nach seinem Gefallen. Alle, die es sahen, verwunderten sich. Sein Vater aber rief aus: Suche dir ein anderes Reich, mein Sohn! Macedonien ist für dich zu klein.

163. Die Römerin Cornelia.

Cornelia, eine römische Mutter, erzog ihre Söhne mit der größten Sorgfalt. Als die Knaben einst in der Schule waren, kam eine vornehme Frau zu Cornelia und zeigte derselben ihren kostbaren Schmuck aus Gold und Edelstein. Cornelia lobte diesen Schmuck sehr und sagte, so Schönes besitze sie nicht. Da kamen ihre Knaben aus der Schule zurück und grüßten die Mutter und ihre Freundin höflich und freundlich. Cornelia umarmte und küßte dieselben und sagte zu der Freundin: Dein Schmuck sind Edelsteine, aber mein Schmuck sind die guten Sitten meiner Kinder.

— 164. Wie Kaiser Karl die fremde Tracht abbrachte.

Die Hofleute Karls des Großen kauften einst von fremden Kaufleuten kostbare Pelze und gefielen sich darin gar sehr. Das mißfiel dem Kaiser, der allem fremden Wesen abhold war, und er beschloß, die Höflinge von ihrer Eitelkeit zu heilen.

An einem Regentage führte er sie also zur Jagd. Hallo! ging's drauf los durch dick und dünn, über Stock und Stein, daß überall Fetzen hängen blieben. Dabei wurden die Herren bis auf die Haut durchweicht. Hierauf ließ der Kaiser zum Heimzug blasen. Als sie ins Schloß zurückkamen, mußten sich alle an die Tafel setzen, die am Kamin stand. In diesem aber brannte ein großes Feuer. Durch die Hitze wurden nun die Pelze vollends verdorben, und mancher warf gar betrübte Blicke auf sein Wams und seinen Mantel, und keinem wollte das Essen recht schmecken. Der Kaiser aber nahm seinen Wolfspelz, der unterdessen trocken geworden war, und sagte lachend: Ihr läppischen Leute! Welches Kleid ist nun besser, mein Pelz, der eine Kleinigkeit kostet, oder euer fremder Flitterstaat, auf den mancher sein ganzes Vermögen verwendet hat?

— 165. Wie Kaiser Karl schreiben lernte.

1. Als Kaiser Karl zu Jahren kam und war der Große worden,
und streckte seinen Scepter aus nach Süden und nach Norden,
da gab's ins weite Kaiserreich wohl auszuschreiben viel.
Doch der so stark den Scepter hält, führt schwach den Federkiel.

2. Wohl lernt' er in der Jugend einst ein rasches Roß zu reiten,
zu schwimmen durch den wilden Strom, mit Schwert und Speer zu streiten.
Noch ist dem Mann kein Hengst zu wild, kein Fluß zu rasch und tief.
Nur eines fällt dem Helden schwer: zu schreiben einen Brief.

3. Da geht der große Kaiser noch zum Schreiben in die Schule
und müht sich wie ein Schülerknab' mit seiner Federspule.
Doch bleibt der schwertgewohnten Hand der leichte Kiel zu schwer,
er seufzt: Was Hänschen nie gelernt, das lernt der Hans nicht mehr.

4. Nun, alter Kaiser, tröste dich! Kannst du ihn schlecht nur schreiben,
dein Name wird im deutschen Land wohl angeschrieben bleiben.
Du schriebst ihn mit dem scharfen Schwert in Erz und Marmelstein,
du schriebst mit deinen Thaten ihn ins Buch der Zeiten ein.

5. Ihr, Kinder, aber werdet nicht mit Blut und Eisen schreiben,
drum sollt ihr eure Schreibekunst mit Tint' und Feder treiben.
Ihr grabet eure Namen nicht in Erz und Marmelstein,
drum schreibt, was euch befohlen ist, ins Schulheft sauber ein.

6. Doch ist der letzte Punkt gemacht, so legt beiseit die Schriften
und springt hinaus in Flur und Wald, die Brust euch auszulüften,
und streckt die Glieder, schwimmt und ringt, wie Junker Karl gethan!
Das steht der deutschen Jugend wohl und schützt den deutschen Mann.

7. Denn jung gewohnt ist alt gethan, das Bäumchen muß man biegen,
der alte Baum, der harte Stamm, der mag sich nimmer schmiegen.
Das lernt vom großen Kaiser Karl! Das Schreiben ward ihm schwer,
denn was das Hänschen nicht gelernt, das lernt der Hans nicht mehr.

Gerok.

166. Heinrich der Vogelsteller.

Ein sonderbarer Name. Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr, ums Jahr 920. Darum wählten ihn auch die Deutschen zu ihrem

Könige. Die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl brachten, fanden ihn bei der Stadt Quedlinburg auf dem Finkenfange. Daher kommt sein Beiname. Er hätte wohl einen bessern verdient.

Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die wilden Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich nun erst langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an sich in Marsch zu setzen, dann waren sie samt ihrer Beute schon lange wieder fort, weit, weit über alle Berge.

Zunächst schloß Heinrich einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen eine jährliche Abgabe. Dafür sollten sie nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren des auch zufrieden. Und nun begann im ganzen deutschen Reiche eine bessere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Man fing an Häuser zu bauen und hie und da eine größere Anzahl derselben mit einer Mauer und einem Wassergraben zu umgeben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber die Städte waren noch leichter zu bauen als Bewohner darein zu finden. Denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anderes als Gräber. Da befahl Heinrich, die Leute sollten losen, und je einer aus zehn, den das Los treffe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten als Leibeigene dienen mußten. Nun fing auch in den Städten einer an und machte für alle die Kleider, ein anderer für alle die Schuhe, ein dritter baute Häuser für die anderen, natürlich aber das alles nicht umsonst. Mit einem Wort, es entstanden die verschiedenen Handwerke. Bis dahin hatte nämlich jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles mögliche selbst sein müssen. In

den Städten ging's von da an viel besser. Doch merkten es die Städter noch immer nicht, daß sie es besser hatten.

Als aber nach neun Jahren die Ungarn wieder kamen, konnten die Bauern ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten, wo die Ungarn nicht einzubringen vermochten. Und als Heinrich mit Gottes Hilfe diese Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, solange er lebte, nicht wieder kamen, da jubelten alle „dem Städteerbauer" entgegen und freuten sich ihres Königs.

— 167. Alte deutsche Treue.

Der Kaiser Ludwig der Bayer hatte seinen Gegner, Friedrich den Schönen, in einer großen Schlacht ums Jahr 1322 gefangen genommen und auf ein festes Schloß gesetzt. Dort war der unglückliche Friedrich von aller Welt abgeschnitten. Er hörte nichts von seinem treuen Weibe, die sich um ihn blind geweint hatte, nichts von seinem Bruder, der ihn so gern gerettet hätte. Er konnte sich nirgends bewegen als in dem engen, düstern Schloßhofe, statt daß er sonst jeden Morgen auf seinem Roß in den Wald gesprengt war und Hirsche und Eber erlegt hatte.

Aber auch dem Kaiser Ludwig war es nicht gut gegangen. Er hatte viel Unruhe und Gefahr im Kriege ausgestanden, und es waren immer noch viele Leute, welche lieber den gefangenen Friedrich zum Kaiser gehabt hätten als ihn. Da erinnerte sich Ludwig, daß Friedrich sein Jugendfreund und immer so treu und ehrlich gewesen war. Und eines Abends setzte er sich auf sein Roß und ritt nach dem Schlosse, wo Friedrich gefangen saß. Alter Freund, sprach er, willst du frei werden? Frei, so daß ich meine Gemahlin und meinen Bruder wieder sehen könnte? antwortete Friedrich, o dafür thäte ich alles! Nun eröffnete ihm Ludwig die Bedingungen, unter welchen er ihn frei lassen wolle. Wenn du mir dieses versprichst und am Altare schwörst, daß du dich wieder in Gefangenschaft stellen willst, wenn du das Versprechen nicht halten kannst, dann bist du frei.

Als aber Friedrich nach Hause kam, da fand er gar vieles anders, als er wünschte. Sein liebes Weib war blind. Sein Bruder war mit seinem Bündnis gar nicht zufrieden und machte ihm Vorwürfe. Ja es gab sogar Leute, welche behaupteten, ein solches Versprechen brauche man gar nicht zu halten. Unter solchen Umständen war Friedrich nicht im stande, die Bedingungen zu erfüllen, welche Ludwig gemacht hatte, und schon nahte die Zeit, auf welche er in die Gefangenschaft zurückzukehren gelobt hatte. Er selbst erschrak, wenn er an das Gefängnis dachte, worin er drei Jahre geschmachtet hatte.

Als der Tag der Rückkehr kam, da wollten alle die Seinigen in Thränen über sein trauriges Schicksal vergehen. Aber Treue und Eid galten ihm mehr als alles andere, er riß sich los und erschien vor Ludwig. Dieser war so gerührt durch die Redlichkeit seines Freundes, daß er rief: Komm, Friedrich, wir wollen zusammen die Kaiserkrone tragen! Von Stund an lebten sie wie Brüder zusammen, aßen an einem Tische, schliefen in einem Bette, und wenn einer abwesend war, besorgte ihm der andere seine Geschäfte und behütete sein Land.

168. Der alte Landmann an seinen Sohn.

1. Üb immer Treu' und Redlichkeit
   bis an dein kühles Grab,
   und weiche keinen Finger breit
   von Gottes Wegen ab!

2. Dann kannst du wie auf grünen Aun
   durchs Pilgerleben gehn;
   dann kannst du ohne Furcht und Graun
   dem Tod ins Antlitz sehn.

3. Dann wird die Sichel und der Pflug
   in deiner Hand so leicht;
   dann singest du beim Wasserkrug,
   als wär' dir Wein gereicht.

4. Dem Bösewicht wird alles schwer,
er thue, was er thu'.
Das Laster treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.

5. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Ährenfeld.
Er ist auf Lug und Trug erpicht
und wünscht sich nichts als Geld.

6. Der Wind im Hain, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu.
Er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh'.

7. Drum übe Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

Hölty.

— 169. Der dankbare Kaiser.

Rudolf vergaß seine alten Freunde auch auf dem Throne nicht. Als er einst in der Stadt Mainz einen Reichstag abhielt, erschien daselbst ein Bürger von Zürich, Jakob Müller, und wünschte seinen ehemaligen Kriegshauptmann in kaiserlicher Herrlichkeit zu schauen. Er trat in den Saal. Sogleich erhob sich Rudolf vom Throne, eilte auf ihn zu und umarmte ihn freundlich.

Verwundert fragten die anwesenden Fürsten, warum er vor einem so bäuerischen Manne aufgestanden sei und ihn so sehr ehre. Da erzählte ihnen der Kaiser folgendes. Als ich noch Hauptmann der Züricher war, wurde ich in einem Gefechte verwundet, stürzte vom Pferde und wurde von den Meinen für tot verlassen. Da kam dieser Müller, schlug die Feinde zurück, hob mich auf sein Pferd und rettete mich. Darum muß ich billig diesen Mann sowie

alle von Zürich hoch ehren, weil sie mir beigestanden, als mein Glück noch klein war. Hierauf machte Rudolf den Müller zum Ritter und beschenkte ihn fürstlich.

170. Der Gemsenjäger.

In dem Lande Tirol, woher die schmucken Leute mit den hübschen, bunten Decken und den feinen Handschuhen kommen, giebt es viele hohe Berge und Felsen. Dazu gehört die schroffe, himmelhohe Martinswand nicht weit von Innsbruck, der größten Stadt Tirols.

Ein ritterlicher Kaisersohn, Maximilian, kletterte einst an dieser Wand einer Gemse von Fels zu Fels nach. Plötzlich stand er auf einem Punkte, wo er weder vorwärts noch rückwärts konnte. Vor ihm lag ein ungeheurer Abgrund, und sah er in denselben hinab, so wurde ihm, wie wenn ihr oben auf einem hohen, hohen Turme steht und an demselben hinunterschaut.

Lange Zeit warteten Maximilians Begleiter, die ihn verloren hatten, auf seine Rückkunft. Endlich kam es ihnen vor, als ob hoch oben an einer Stelle, wohin noch nie eines Menschen Fuß gekommen war, sich etwas regte, und als sie genauer nachsahen, erkannten sie zu ihrem Entsetzen die Person des Prinzen. An Rettung war hier nicht zu denken. Jeder glaubte, der Prinz müßte da oben verhungern, und er selbst ergab sich auch in sein Schicksal. Man holte aus dem benachbarten Kloster Geistliche herbei. Während diese unten am Berge beteten, kniete er oben andächtig nieder, empfahl dem lieben Gott seine Seele und bereitete sich auf den Tod. Indessen hatte sich das Gerücht vom Unglücke des Thronerben im ganzen Lande verbreitet, denn es waren schon zwei Tage und zwei Nächte vergangen.

Plötzlich hörte der Prinz hinter sich ein Geräusch, und als er sich umwandte, erblickte er einen jungen Bauern, der ihm treuherzig die Hand reichte und zu ihm sprach: Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der Euch retten kann und will. Folgt mir und fürchtet Euch nicht! Und nun ging er vor ihm her, führte ihn von Klippe zu Klippe, und nach einer Stunde waren sie unten.

Wie drängten sich alle um den geretteten Prinzen! Wie dankten sie Gott für die wunderbare Hilfe! Als sie sich aber nach dem Retter umsahen, war er nicht mehr da. Er hatte sich im Gedränge verloren und war zu bescheiden gewesen, den Dank und eine Belohnung zu erwarten. Daher meinten viele, es sei wohl gar ein Engel gewesen.

— 171. Der brave Bauersmann.

In dem schönen Lande Italien liegt am Flusse Etsch eine Stadt, die heißt Verona. Über den Fluß führte vor Jahren eine schöne Brücke, auf deren mittelstem Pfeiler ein Häuschen stand. In diesem Häuschen lebte ein Mann, der den Brückenzoll von den Vorübergehenden oder Fahrenden einnahm und deswegen von den Leuten kurzweg der Zöllner genannt wurde.

In einem strengen Winter war der Etschfluß dick zugefroren. Weil aber plötzlich starkes Tauwetter eintrat, so schmolz der Schnee in den Gebirgen, und Ströme Wassers stürzten herab und schwellten den Fluß so sehr an, daß er die Eisdecke zerbrach, ehe man sich dessen versah. Das Eis schwamm in mächtigen Stücken gegen die Brücke und riß, ehe der Zöllner mit seiner Frau und seinen Kindern flüchten konnte, hüben und drüben die Bogen nieder, so daß er nirgends mehr einen Ausweg fand. Das Eis drang immer zerstörender und gewaltiger heran, zertrümmerte nach und nach das feste Gemäuer der Brücke, und nach wenigen Stunden war nichts mehr davon übrig als der einzige Pfeiler, auf dem des Zöllners Häuschen stand.

Der Unglückliche, der seinen eigenen und seiner ganzen Familie Tod vor Augen sah, jammerte mit gerungenen Händen nach Hilfe. Aber obwohl viele Menschen an beiden Ufern des Flusses standen und auch Nachen zur Hand waren, so hatte doch niemand den Mut, den Kahn durch die rollenden Eisschollen zu steuern, um den verzweifelnden Zöllner mit seiner Familie zu retten. Ein reicher Graf sprengte heran, hielt einen mit Gold gefüllten Beutel in die Höhe und rief: Dies zur Belohnung dem, der es wagt, die unglückliche Familie des Zöllners zu retten. Die umstehende Menge vernahm die Worte des edeln Grafen, aber keiner fand

sich, das Wagstück zu versuchen, so lockend auch der Preis in den Ohren klang.

Schon gab man alle Hoffnung für die Bedrängten auf. Da schritt ein schlichter Landmann durch die Menge an das Ufer, löste einen Nachen, sprang hinein und zwängte mit starkem Arme und hohem Mute den Kahn durch das krachende Eis und durch die rauschenden Wogen. Mit bangem Herzen schaute ihm die Menge nach, mit bangerem Herzen erwartete der Zöllner seinen Retter. Glücklich kam dieser an. Aber der Nachen war zu klein, die ganze Familie zu fassen. Und dreimal wiederholte der Landmann sein kühnes Beginnen, dreimal fuhr er an den Pfeiler und wieder zurück und ruhete nicht, bis ihm die edle That gelungen war.

Die Geretteten überhäuften ihn mit Danksagungen, und der Graf überreichte ihm den Beutel mit Goldstücken. Aber diesen wies der Landmann zurück. Nicht für Geld, sagte er, habe ich mein Leben gewagt. Schenkt es dem armen Zöllner, der all' sein Hab und Gut verloren hat! Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er durch die Menge der Umstehenden und verschwand in der Ferne. Lauter Beifallsruf folgte ihm nach. Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber der liebe Gott im Himmel kennt ihn.

172. Der sonderbare Anspann.

An das Thor der Festung Landau kam einmal ein Wägelein. Aber der Thorwart konnte kein Pflastergeld fordern, denn es war weder Roß noch Rind noch Esel vorgespannt, sondern es wurde von einem Oberamtmann gezogen. Das Wägelein war mit kostbarem Gut beladen. Aber der Zöllner konnte keinen Zoll fordern, denn es führte keine Waren für Laden oder Bude sondern eine alte Großmutter. Das Wägelein hatte weder Sperrkette noch Radschuh. Die drei Mägdlein hinten schoben, wenn es bergan ging, und hielten auf, wenn es bergab ging. Neben dem Wägelein ging kein Fuhrmann her sondern die Oberamtmännin. Aber ob sie gleich des langen Weges auf der Straße nicht gewohnt war, so setzte sie sich doch nicht auf.

Was ist's mit diesem Fuhrwerk? Der grausame dreißigjährige Krieg war noch nicht aus, und die raubgierigen und blutdürstigen Spanier kamen mit Riesenschritten auf Pforzheim zu. Alles floh und rettete von seinen Habseligkeiten so viel, als möglich war. Aber der Oberamtmann Kaspar Maler ließ alles liegen und stehen und nahm nur seine gichtbrüchige Mutter mit. Die alte Frau begehrte zwar, man sollte lieber aufladen, was von Zinn und Kupfer und Weißzeug da wäre, und sie zurücklassen. Ihre grauen Haare würden sie schützen, und wenn nicht, so hätte sie ja doch nur noch eine kleine Zeit zu leben und wäre den Ihrigen nichts mehr nütze. Aber noch protestierte sie, da hatte sie der treue Sohn schon auf seinen starken Armen. Im nächsten Augenblick saß sie in dem weichen Stroh auf dem Wägelein, und munter ging es über den Markt und zum Thor hinaus, als wären vier Pferde aus dem Marstall des Markgrafen vorgespannt. Als das Fuhrwerk in Landau ankam, bewunderte jedermann die Treuen, denen die Mutter und Großmutter das liebste und teuerste Gut war.

173. Kindliche Liebe eines Negers.

Ein Neger, der in den dänischen Besitzungen an der Küste Afrikas wohnte, war durch Unglücksfälle in Schulden geraten und sah kein Mittel, den drängenden Gläubiger zu bezahlen. Ich habe weiter nichts, sagte der unglückliche Mann zu diesem, als meine Person. Verkaufe mich, wenn es dir beliebt! Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Darauf ward er mit mehreren Sklaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie es Sitte ist, eingeschmiedet und nach dem Strande geführt. Hier blieb er, bis das Schiff, welches die Sklaven nach Westindien bringen sollte, seine ganze Ladung eingenommen hatte.

Vor der Abfahrt aber kam ein junger Neger, von mehreren seiner Verwandten begleitet, zum Strande und erklärte, daß er willens sei, für einen der hier versammelten Neger

einzutreten. Der dänische Arzt, der herbeigerufen wurde, um den jungen Neger zu untersuchen, erklärte, daß der Sklavenhändler bei diesem Tausch nichts verlieren könne. Nun führte man den älteren Neger herbei. Welch ein Auftritt, als der Sohn seinen Vater in Ketten erblickte, ihm um den Hals fiel und Thränen der Freude weinte, daß er so glücklich sei, seinen Vater noch befreien zu können! Die Kette ward geöffnet, der Vater losgelassen und der Sohn eingeschmiedet. Dieser war vollkommen ruhig und bat seinen Vater dringend, sich seinetwegen nicht zu betrüben.

Der dänische Arzt aber zeigte tief bewegt den merkwürdigen Vorfall dem dänischen Statthalter an. Dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten vor sich kommen und redete es mit ihnen ab, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könne. Dann ließ er auch den wackern Sohn frei, und alle reisten vergnügt in ihre Heimat zurück.

174. Am Mittwoch Nachmittag.

Friedrich von Preußen, der große Held,
kam siegreich aus dem Kriegesfeld,
und wenn er durch die Straßen ritt,
so liefen alle Kinder mit.
Sie stellten sich wohl auf die Zehn,
den alten Vater Fritz zu sehn,
sie faßten ihn an Pferd und Rock.
Doch Vater Fritz erhob den Stock
und sagte lächelnd: Habet acht,
daß ihr mein Pferd nicht böse macht!
Doch einst ein wilder Knabenschwarm
den Kopf ihm machte gar zu warm.
Da hat er böse dreingesehn:
Wollt ihr gleich in die Schule gehn!
Da rief ein dicker Bube: Ach,
heut' ist ja Mittwoch Nachmittag!

Der ganze Chor fiel jubelnd ein:
Der alte Fritz will König sein
und weiß nicht mal zu dieser Frist,
daß Mittwoch keine Schule ist!
Der König stille vor sich lacht
und hat in seinem Sinn gedacht:
Wie reich bist, liebe Einfalt, du!
Ich alter Mann hab' keine Ruh';
des Morgens ruft mich Sorge wach,
so drückt mich Müh' den ganzen Tag,
daß meine Kinder groß und klein
sich ihrer Feierstunde freun.

175. Ein gutes Rezept.

Der Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß. Aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat.

Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen! Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen. Denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden (zwei Mark), und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel als gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde.

Als er aber zu dem dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's probieren. Gnädiger Herr, sagte er, wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig! Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht hundertmal um den Kreuzer zu betteln. Thut's ein halber Gulden nicht auch? fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte nein, und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich

genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt. Während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau betet, der liebe Gott wolle sie nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht besonders darum ansah.

Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam — und es sah recht leer und betrübt darin aus — meint sie, es sei der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: Ich will Euch denn jetzt ein Rezept verschreiben. Und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch.

Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen (Zwanzigmarkstücke) verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können.

Da that die Frau einen Blick gen Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung. Das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt. Und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

176. Vaterlandsliebe eines österreichischen Bauern.

In dem schweren Kriege, welchen Österreich im Jahr 1792 und in den folgenden Jahren gegen Frankreich führte, wurden dem Kaiser Franz dem Zweiten viele freiwillige Geschenke von seinen treuen Unterthanen zugestellt, damit er sie zur Verteidigung des Vaterlandes verwende. Besonders anziehend ist folgendes Beispiel davon.

Im Jahr 1793 kam ein schlichter Bauer auf die Hofburg nach Wien und verlangte den Kaiser zu sprechen. Es war eine schöne Eigenschaft dieses edeln Fürsten, daß er auch die geringsten seiner Unterthanen freundlich vor sich ließ. Der Bauer wurde also vorgeführt. Ich bring' Euch etwas, sagte er und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch. Der Kaiser staunte über das ansehnliche Geschenk, das von einem so unansehnlichen Manne auf solch einfache Weise gegeben wurde. Wie heißest du, und wo bist du her? fragte er gütig. Das soll niemand wissen, antwortete der Bauer kurz, und damit ging er fort.

Den Kaiser vergnügte diese Einfalt und Anspruchslosigkeit. Er schickte eilig Leute nach, die den Bauern nochmals um Namen und Wohnort fragen sollten. Aber der Bauer antwortete lachend: Meinet ihr, daß ich es euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?

177. Das Schreiben.

Missionar Williams erzählt folgendes von dem Eindruck, welchen es auf die Leute zu Rarotonga machte, als sie zum erstenmal die Bedeutung des Schreibens kennen lernten.

Eines Morgens, als ich auf den Bauplatz kam, wo die Kapelle errichtet wurde, hatte ich mein Winkelmaß vergessen. Ich nahm einen Holzspan und schrieb darauf mit einem Stückchen Kohle einige Worte an meine Frau, sie möchte mir das Winkelmaß schicken. Sodann rief ich einem Häuptlinge, der die Aufsicht über das Bauwesen führte, und sagte zu ihm: Freund, nimm dieses,

geh in mein Haus und gieb es meiner Frau! Der Mann war ein großer Krieger gewesen, hatte aber in einer der zahlreichen Schlachten, in denen er gefochten, ein Auge verloren. Er sah sonderbar aus und war sehr lebhaft in seinen Bewegungen. Er sagte, indem er mich mit seinem einen Auge auf eine unbeschreibliche Weise anblickte: Das forttragen? Sie wird mich einen Narren heißen und tüchtig ausschelten, wenn ich ihr einen Holzspan bringe. Nein, erwiderte ich, das wird sie nicht thun. Nimm's nur und geh gleich, es pressiert! Als er merkte, daß es mir Ernst war, nahm er den Span und fragte: Was soll ich ihr sagen? Ich erwiderte: Du brauchst gar nichts zu sagen, der Span wird schon alles sagen, was sie zu wissen braucht. Mit einem Blick voll Verwunderung und Geringschätzung hielt er das Stückchen Holz in die Höhe und sagte: Wie kann das sprechen? Hat es denn einen Mund? Ich bat ihn, es nur gleich fortzutragen und nicht soviel Zeit mit Schwatzen zu verlieren.

Als er in mein Haus kam, gab er den Span meiner Frau, die ihn las und wegwarf. Dann ging sie nach der Werkzeugkiste, wohin ihr der Häuptling unbemerkt folgte. Nachdem er das Winkelmaß von ihr erhalten hatte, sagte er: Halt, meine Tochter, woher weißt du, daß Herr Williams gerade das braucht? Woher? erwiderte sie, hast du mir denn nicht soeben einen Span gebracht? Ja, sagte der erstaunte Krieger, aber ich hörte nicht, daß er etwas redete. Sie antwortete ihm: Aber ich hab's gehört, denn er thut mir kund, was mein Mann braucht, und alles, was du jetzt zu thun hast, ist, so schnell als möglich zurückzukehren.

Damit lief der Häuptling aus dem Hause, hob das wunderbare Holzstückchen auf und rannte durch das Dorf, den Span in der einen Hand und das Winkelmaß in der andern, indem er beide Arme so hoch als möglich emporstreckte. Unterwegs rief er immer: Sehet doch die Weisheit dieser Engländer! Sie können Späne reden machen! Als er mir das Winkelmaß übergab, verlangte er zu wissen, wie es möglich sei, sich entfernten Personen auf solche Weise verständlich zu machen. Ich erklärte ihm die Sache, so gut ich konnte. Aber sie behielt doch so viel Geheimnisvolles für ihn, daß er eine Schnur an den Span machte, ihn um

den Hals hängte und eine Zeit lang trug. Während der folgenden Tage sahen wir ihn oft von einem Haufen seiner Landsleute umringt, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten, wie er ihnen die wunderbaren Verrichtungen des Holzspans erzählte.

178. Wie es den Kindern heidnischer Eltern geht.

„Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Diesen Befehl gab der Herr Jesus seinen Jüngern, und sie haben ihn treulich befolgt. Aber doch kennen viele, viele arme Heiden den Herrn Jesus noch nicht. Sie haben keine Bibeln und keinen Sonntag und beten Götzenbilder an und leben in ihren Sünden dahin. Und wie geht's den armen Kindern der Heiden?

In dem fernen, schönen Lande Indien halten es viele Leute für eine Sünde, einen Vogel oder eine Fliege umzubringen. Aber ihre Kinder ersäufen sie im Ganges-Strom, den sie für göttlich halten. Oder sie hängen dieselben in einem Korbe an den Baum irgend eines elenden Götzen, wo sie von den Geiern oder Ameisen gefressen werden. In andern Gegenden der Erde töten die Eltern viele ihrer Kinder gleich nach der Geburt. Sie wollen sich nicht mit ihrer Erziehung plagen. Ein Missionar hatte einmal einen bekehrten Diener, dessen Handwerk es früher gewesen war, die neugebornen Kinder zu töten. An manchen Orten geht es besonders den Mädchen schlimm, sie werden von ihren Eltern ganz verachtet. In einigen Gegenden werden kleine Kinder lebendig begraben.

So sehet ihr, wie es euch hätte gehen können, wenn ihr unter den Heiden wäret geboren worden. Hätte man euch nicht getötet, so wäret ihr in Grausamkeit und Gottlosigkeit aufgewachsen. Ihr hättet dann vielleicht wie Hinduknaben den Scheiterhaufen angezündet, auf dem die Mutter selbst sich verbrennt, wenn der Vater gestorben ist. Oder ihr hättet wie andere Heidenkinder eure alten Eltern in die

Wüste geschleppt und sie dort verhungern oder von den Tigern fressen lassen.

Damit nun den armen Heiden geholfen werde, gehen fromme Männer hinaus in die fremde Welt und predigen ihnen das Wort Gottes. Sie heißen Missionare und erleiden aus Liebe zu den Heiden gern Hunger, Krankheit und den Tod.

179. Was einmal Kinder für die Mission gethan haben.

Die Kinder einer großen Schäferei in England gehen alle Tage aus und lesen die Wolle zusammen, welche die vielen Schafe an dem Gesträuch hängen lassen. Sorgfältig sammeln sie die gefundene Wolle und verkaufen sie dann. Das Geld bringen sie für die armen Heiden dar.

Diese Geschichte erzählte ein Geistlicher bei einem Missionsfeste an einem andern Orte jener Gegend. Was thaten die Kinder, die das hörten? Sie sagten: Wir haben keine Schafe in unserer Gemeinde und können keine Wolle sammeln, aber eine Menge Gänse sind da. Wir wollen die Federn zusammensuchen, welche sie verlieren. So thaten sie denn täglich, und als wieder Missionsversammlung gehalten wurde, verkauften sie die Federn und brachten der Missionskasse beinahe fünfzehn Mark.

— 180. Ein Brief Dr. Luthers vom Jahr 1530

an sein liebes Söhnlein Hänschen Luther, darin er das Kind zu Gottesfurcht, Gebet und Lernen lockt.

Gnad' und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnlein! Ich sehe gar gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnlein, und fahre fort. Wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen und Pflaumen auf, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln.

Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther. Dürfte der nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernt und fromm ist, so soll er in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit Armbrüsten schießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugerichtet. Da hingen güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich auf das Tanzen nicht warten und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme. Aber er hat eine Base Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll so sein, gehe hin und schreibe ihm also!

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit sei dem lieben, allmächtigen Gott befohlen!

181. Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!

Ein frommer Landmann in der Kirche saß,
den Text der Pfarrer aus Johannes las
am Ostermontag, wie der Heiland rief
vom Ufer: Kindlein, habt ihr nichts zu essen?
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
daß er in stiller Wehmut dagesessen.
Drauf betet er: Mein liebster Jesu Christ,
so fragest du? O wenn du hungrig bist,

so sei am nächsten Sonntag doch mein Gast
und halt an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
der nicht viel Gutes dir bereiten kann,
doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
an jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn.
Frau, hebt er an, nimm aus dein bestes Huhn,
bereit es kräftig, fege Flur und Haus,
stell in die Stub' auch einen schönen Strauß!
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
auf morgen mittag zu bewirten hast.
Putz unsre Kinderlein, mach alles rein,
der werte Gast will wohl empfangen sein!
Da springen alle Kinderlein heran:
O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?
Die Mutter fragt: Nun, Vater, sage mir,
gar einen Herren ludest du zu dir?
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
und Freude glänzt in seinem Angesicht.
Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
zum lieben Gotteshause ziehn sie all.
Und immer seufzt der Vater innerlich:
O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert, ach so möcht' ich gern
dich einmal speisen, meinen guten Herrn.
Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett.
Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag!
Es schlägt auch eins, da wird's ihr endlich bang:
Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?

Die Suppe siedet ein, die Kinder stehn
so hungrig da, und noch ist nichts zu sehn.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
daß du vergeblich ihn geladen hast.
Der Vater aber winkt den Kinderlein:
Seid nur getrost, er kommt nun bald herein.
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast,
und segne uns, was du bescheret hast!
Da klopft es an der Thüre. Seht, ein Greis
blickt matt herein, die Locken silberweiß.
Gesegn' euch's Gott, erbarmt euch meiner Not,
um Christi willen nur ein Stückchen Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt,
vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird.
Da eilt der Vater: Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht.
Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät.
Und also führet er den armen Mann
mit hellen Augen an den Tisch hinan.
Und: Mutter, sieh doch, seht, ihr Kinderlein,
den Heiland lud ich vor acht Tagen ein.
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
er einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht, in diesem Ärmsten ist
heut' unser Gast der Heiland Jesus Christ.

Albert Knapp.

— 182. Prinz Christoph und das Lamm.

1. Der Vater war vertrieben, die Mutter war geflohn,
und nur zurückgeblieben daheim ihr junger Sohn,
vom alten Fürstenstamme der letzte edle Sproß.
Ihm ward in Leid und Grame der Kummer Spielgenoß.

2. Sie hatten ihn den Freunden vertraut in treue Hut,
die liefern aus den Feinden das anvertraute Gut.
Vom Väterschloß, dem alten, das ihm von Gott gebührt,
wo nun die Fremden walten, ward er hinausgeführt.

3. Da zieht er, eingeschlossen von lauter fremden Herrn,
von lauter fremden Rossen, freundlos zur Fremde fern.
Wohl in den Dörfern treten die Bauern aus dem Haus,
ihr Weinen und ihr Beten, was half's? er mußt' hinaus.

4. Der Grenze schon sie nahen, da halten Reiter still,
weil sie ein Wirtshaus sahen, wo man sich stärken will.
Und wie dem armen Knaben sich öffnet dort das Thor,
da springt mit frohem Traben ein weißes Lamm hervor.

5. Er reicht von seiner Speise, von seinem Trank dem Tier.
Dann heißt's: Fort auf die Reise! Das Lamm, das laßt Ihr hier!
Doch will das Lamm nicht weichen, als führt er es am Band,
es hüpft, es giebt ihm Zeichen, will mit ins fremde Land.

6. Sie sehen nicht die Bitten im Kinderblicke stumm:
Was zögert Ihr? Geritten! Seht Euch so viel nicht um!
Da faßt ein Herz der Knabe und ruft dem Wirte zu:
Mein armes Lämmchen labe, du guter Landsmann, du!

7. Gieb ihm recht fette Bissen, richt Milch ihm reichlich an,
bett ihm auf warme Kissen, vergiß nichts, lieber Mann!
Gewiß ich komme wieder, dann zahl' ich alles dir.
Der Knabe winkte nieder, fort jagt mit ihm sein Tier.

8. Wohl sollt' er wiederkehren, doch erst als Mann und Held,
der Ruhm erkämpft und Ehren auf manchem fremden Feld.
Sein Erbe löst er bieder aus Feindes Druck und Not,
er sah's mit Thränen wieder — sein Lamm war lange tot.

9. Doch hat er's nicht vergessen und sein gegebnes Wort,
am Haus ist Zeuge dessen das Lamm, das goldne, dort.
Er selbst bezeugt's mit Sitten: ein Löwe kühn an Mut,
doch in der Freunde Mitten ein Lamm, so fromm und gut.

Gustav Schwab.

183. Die Himmelsgegenden.

Die Gegend, wo die Sonne im Frühjahr und Herbst aufgeht, heißt Morgen oder Osten. Die Gegend, wo sie zu dieser Zeit untergeht, heißt Abend oder Westen. Wendet ihr euch mit eurem Gesichte gegen Morgen, so habt ihr rechts Mittag oder Süden und links Mitternacht oder Norden. Zwischen Norden und Osten liegt die Zwischengegend Nordosten, zwischen Norden und Westen die Zwischengegend Nordwesten, zwischen Süden und Osten die Zwischengegend Südosten und zwischen Süden und Westen die Zwischengegend Südwesten.

Nach den vier Himmelsgegenden, aus denen sie wehen, heißen die Winde Ost- Nord- Süd- und Westwind, und die aus den Zwischengegenden wehenden Winde Nordost- Nordwest- Südost- und Südwestwind. Der Ostwind ist trocken, weil er über das Festland von Asien und Europa herweht. Der Westwind ist feucht und bringt Regen, denn er weht über das atlantische Weltmeer und beladet sich mit den Dünsten, welche aus dieser ungeheuren Wasserfläche beständig in die Höhe steigen. Der Nordwind ist kalt, denn er bläst vom Eismeer her, und dort ist die Luft mehr als frisch. Der Südwind endlich ist warm und trocknet aus, weil er aus dem heißen Afrika zu uns kommt.

184. Der Rotenberg.

Nicht fern von Stuttgart erhebt sich der Rotenberg. Er hat seinen Namen von dem roten Boden, der seine Abhänge bedeckt. Auf der Spitze des Berges steht eine runde Kapelle. Auf ihrem gewölbten Dach glänzt ein goldenes Kreuz im Sonnenschein.

An einem schönen Sommermorgen machte ein Vater sich mit seinen zwei Kindern auf den Weg, um die Kapelle zu besuchen.

Durch lauter Weingärten stiegen sie hinauf. Es wurde ihnen recht heiß, weil nirgends Schatten war. Doch freuten sie sich alle der vielen Trauben, die bald reif werden sollten. In der Höhe auf der Nordseite war es schattiger, denn dort stehen Obstbäume.

Zuerst betraten sie das Dorf Rotenberg. Von da führte sie ein sauberer Fußpfad vollends auf den Gipfel, der mit schönen Bäumen und zierlichem Gesträuch bewachsen ist, und auf dem die Kapelle in stillem Frieden thront.

Sie hat auf der westlichen Seite einen Eingang, zu welchem eine hohe Steintreppe führt. Darüber lasen die Kinder den Spruch: Die Liebe höret nimmer auf. An der südlichen Seite steht außen der Spruch: Wir haben einen Gott, der da hilft und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Und an der nördlichen Seite: Selig sind die Toten, welche in dem Herrn sterben. Heinrich sagte: Das sind ja Sprüche wie auf unserem Kirchhof. Ja, sprach der Vater, dieser Tempel ist auch nichts anderes als eine Stätte der Toten. Sie kamen gerade auf der Ostseite an. Dort fanden sie die goldene Inschrift: Seiner vollendeten, ewig geliebten Gemahlin Katharina Paulowna, Großfürstin von Rußland, hat diese Ruhestätte erbaut Wilhelm, König von Württemberg, im Jahr 1824.

Der Vater sagte: Unter dieser Kapelle ist eine Gruft. Darin ruht die gute Königin Katharina, welche im Jahr 1819 entschlafen ist, neben ihrem Gemahl, dem 1864 verstorbenen König Wilhelm. Ihre zwei Särge umschließt ein großer Sarg aus Marmor.

Beim Eintritt in die Kapelle sahen sie vorn rechts und links die Standbilder der vier Evangelisten aus Marmor und an der hintern Wand schöne Gemälde. Im Fußboden bemerkten sie ein kreisrundes eisernes Gitter, durch welches sie hinunter in die dunkle Gruft schauten, wo der große Sarg steht.

Als sie die Kapelle verlassen hatten, standen sie stille und sahen ins Thal hinab, wo der Neckar schimmerte, und über die ganze Gegend hin bis in die weite Ferne. Die Kinder konnten sich gar nicht genug wundern, wie viele Ortschaften man erblicken konnte. Der Vater hatte ein Fernrohr, durch welches die Kinder die entfernteren Gebirge und Wohnsitze noch viel deutlicher sahen.

Als sie wieder in das Dorf hinabstiegen, fragte Heinrich den Vater: Was ist denn auf dem Berge gestanden, ehe die Kapelle gebaut war? Der Vater erwiderte: Gerade da, wo jetzt die Kapelle steht, stand in alten Zeiten eine Burg. Die Herren, welche sie

gebaut und bewohnt haben, hießen die Grafen von Wirtenberg, weil damals der Rotenberg auch so hieß. Hier oben also haben die Herren von Württemberg gewohnt, bis sie nach Stuttgart zogen und sich da, wo jetzt das alte Schloß steht, eine Burg erbauten.

— 185. Der Rotenberg.

1. Seht ihr dort die Bergkapelle
goldbekreuzt im Abendstrahl?
Friedlich glänzt sie, himmlischhelle
niederwärts ins grüne Thal.

2. Sei gegrüßt, erlauchter Hügel,
Herzblatt unsres Schwabenlands!
Lieblich in des Neckars Spiegel
malt sich ab dein Rebenkranz.

3. Fühlst den Hauch entschwundner Zeiten
leis' um deinen Scheitel wehn,
sahst der Erde Herrlichkeiten
kommen und vorübergehn.

4. Bist du doch die Königswiege,
trugst das alte Grafenhaus,
wo dereinst zu Kampf und Siege
zog der Wirtenberger aus.

5. Nimmer wehn des Krieges Fahnen
droben jetzt in stiller Luft,
denn die Wiege hoher Ahnen
ward geweiht zur Fürstengruft.

6. Dort in jenes Tempels Runde
schläft ein edles Königspaar,
das vereint in kurzem Bunde
seinem Volk zum Segen war.

7. Dort beim Staub der Frühbeklagten,
wo er selbst sein Bett bestellt,
hat man ihn, den Hochbetagten,
ihr im Sarge zugesellt.

8. Doch die Traube reift noch immer
frisch an deiner Rebenwand,
und gekrönt vom Sonnenschimmer
blickst du auf ein schönes Land.

9. Friedlich rauscht im alten Bette
dir vorbei der Neckarfluß,
schmucke Dörfer, stolze Städte
schmiegen sich um deinen Fuß.

10. Menschen kommen und vergehen,
alles Fleisch verdorrt wie Heu;
Gottes Thron bleibt ewig stehen,
seine Gnad' ist täglich neu.

11. Und das goldne Kreuz dort oben
ruft dem Volk im Thale zu:
Wenn der Erde Glanz zerstoben,
droben winkt die Sabbathruh'!

Gerok.

186. Stuttgart.

Stuttgart ist die größte und schönste Stadt unseres Landes. Von allen Teilen Württembergs führen Eisenbahnen dahin. Kommst du mit der Schwarzwaldbahn, und hat der Zug die fruchtbare Filderebene durchsaust, so fährst du an der waldigen Höhe über dem Thale des Nesenbachs hin und durch einen Tunnel bis zu der Hasenbergstation. Von dieser Höhe aus siehst du ein wahres Häusermeer im rebenumkränzten Thalkessel. Aus der Menge von Häusern ragen hervor das alte Schloß, die altehrwürdige Stiftskirche, in welcher steinerne Standbilder der alten württembergischen Grafen stehen und unter der Kanzel der Reformator Württembergs, der fromme Johannes Brenz, begraben liegt, ferner die gleichfalls alte und schöne Leonhards- und Hospitalkirche, die herrliche neue Johanniskirche und die neue Garnisonskirche mit ihren sieben Türmen. Dazu kommt die neue katholische Kirche sowie die neue evangelische Kirche in der Vorstadt Heslach, jede mit zwei schönen Türmen.

Von der Hasenbergstation zieht die Bahn weiter im Bogen durch die Weinberge hin und durch einen großen Tunnel hindurch zu dem Hauptbahnhof, der im Norden der Stadt liegt. In diesem Bahnhofe steigt auch aus, wer vom untern oder vom obern Neckar, von der Rems oder von der Nagold und Enz herkommt.

Der große Bahnhof hat zwei mit Glas gedeckte Ein- und Aussteighallen. An den Wartsälen vorbei gehst du durch die von schlanken Säulen getragene Vorhalle hinaus auf die Straße. Gleich jenseits derselben fällt dir das schöne Postgebäude mit seinem hohen Thor und weiten Hof in die Augen. Nur wenige Schritte zur Linken, und wir sind in der Königsstraße. Sie ist etwa 20 Meter breit und die lebhafteste Straße der Stadt. Fast in jedem Haus befindet sich ein Kaufladen, und du wirst viele Stunden brauchen, wenn du die schönen Dinge, welche hier an den großen Schaufenstern ausgestellt sind, alle betrachten willst. Doch vor allem wollen wir uns einige Prachtgebäude gleich am Anfang der Straße ansehen. Da steht zuerst der Königsbau vor uns. Dieses stolze Gebäude ließ der König Wilhelm aufführen. Die unteren Räume desselben sind zu Kaufläden eingerichtet. Oben sind große Säle, in welchen sich die Stuttgarter bei Festlichkeiten versammeln. Dem Königsbau gegenüber liegt das königliche Schloß. Um dahin zu gelangen, betreten wir den davor liegenden großen Schloßplatz. Die Kunst des Gärtners hat ihn in einen lieblichen Garten verwandelt. Sieh hier zwei gewaltige Springbrunnen, welche diese Anlagen zieren. Doch die schönste Zierde ist jene turmhohe, schlanke, steinerne Säule, die Jubiläumssäule. Dieses Denkmal ließ das württembergische Volk dem König Wilhelm aus Dankbarkeit zur Feier seiner 25jährigen Regierungszeit errichten. Mittags zwischen 12 und 1 Uhr ist der Schloßplatz voll von Menschen, denn da spielt die Parademusik und springen die Brunnen.

Noch einige Schritte weiter, und wir stehen vor dem neuen königlichen Schloß. Siehst du dort die große Krone auf dem Mittelgebäude? Das ist das Zeichen, daß es die Wohnung des Königs, die königliche Residenz ist. Dieser Bau enthält in seinem Hauptgebäude und den zwei Flügelgebäuden so viele Zimmer als Tage im Jahre sind.

Wendest du deine Augen nach rechts, so fällt dir das alte Schloß mit seinen gewaltigen, runden Ecktürmen in die Augen. Seit fast 400 Jahren schaut es über die Stadt dahin, und man sieht ihm sein Alter wohl an. In seinem Hofe steht ein hoher, aus Erz gegossener Reiter. Es ist das Standbild des Grafen Eberhard im Bart.

Nun will ich dir aber auch den Schloßgarten oder, wie die Stuttgarter sagen, die Anlagen zeigen. Wir gehen durch das Thor zwischen der königlichen Residenz und dem Theatergebäude, das du dir jetzt auch ansehen kannst. Schon wandelst du im Schatten mächtiger Bäume, und nun stehe still und betrachte diesen lieblichen runden See, in welchem stolze Schwäne und Enten schwimmen, und in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen gewaltigen Strahl mit lautem Geräusch in die Höhe schießt. Breite Straßen, angenehm von hohen, dichten Bäumen beschattete Nebenwege durchziehen weiterhin diesen großen Garten, der sich drei Kilometer lang hinzieht und durch seine Lieblichkeit Tausende von Spaziergängern anlockt. Neben den Anlagen läuft die Neckarstraße hin. Hier steht das Naturalienkabinett. In seinen 16 Sälen findest du das Schönste und Merkwürdigste aus dem Tier- und Mineralreich ausgestellt. Daneben befindet sich auch die große öffentliche Bibliothek mit mehreren hunderttausend Büchern. Weiter drunten ist das große Kunstgebäude, in welchem du viele herrliche Gemälde und Standbilder sehen kannst. Gegenüber von demselben kannst du im Münzgebäude schauen, wie die Pfennig-Mark- und Goldstücke geprägt werden. In der Urbansstraße steht das mächtige Justizgebäude.

Hätten wir vom Bahnhof aus unsere Schritte sogleich nach rechts gewendet, so wären wir bald in die Kanzleistraße gekommen. Es wird uns nicht reuen, wenn wir sie aufsuchen, denn da finden wir den wunderschönen Stadtgarten, voll von herrlichen und seltenen Pflanzen. In dieser Gegend der Stadt befindet sich auch die Liederhalle, deren Festsaal der größte Saal in ganz Deutschland ist.

Nicht weit von da ist Nills Tiergarten, wo lebendige Bären und viele andere Tiere zu sehen sind.

In andere Straßen will ich dich jetzt nicht mehr führen. Es sind der Straßen zu viele und der Weg ist zu weit, und du würdest zu müde werden. Nur nennen will ich noch die neue, sehr schöne Olgastraße, die lange Silberburgstraße und die Rotebühlstraße, von welcher aus man zur Hasenbergstation aufsteigt, und an welcher auch die Infanteriekaserne steht, so groß, daß die Bewohner eines ganzen Dorfes darin beherbergt werden könnten.

In Stuttgart wohnen mehr als hunderttausend Menschen. Die Hauptstraßen und Plätze der Stadt sind immer belebt von Fußgängern, Reitern und Fuhrwerken. Hier rollt eine Droschke dahin, dort eilt ein Wagen der Pferdeeisenbahn vorbei oder knarrt ein Frachtwagen daher. Da darf man wohl vor sich und um sich sehen, denn der Unvorsichtige kann leicht überfahren werden, namentlich an Kreuzstraßen. Am lebhaftesten ist es auf den Straßen um die Mittagszeit, wenn die vielen Fabriken und Werkstätten sich leeren, und wenn aus den 12 großen Schulhäusern Stuttgarts die hungrigen Kinder zum Essen eilen.

Aber mitten in diesem Leben und Treiben der großen Stadt wird man auch gar oft an den Tod erinnert. Denn täglich werden sechs bis acht Leichen auf die Friedhöfe der Stadt hinausgeführt, von welchen der Pragfriedhof der neueste und schönste ist.

Herren von Stuttgart waren von Anfang an die Grafen von Württemberg. Graf Eberhard der Erlauchte wählte die Stadt ums Jahr 1320 zu seinem Wohnsitz, und seitdem ist Stuttgart die Haupt- und Residenzstadt des Landes.

— 187. Der Hohenstaufen.

Fast in der Mitte unseres Landes erhebt sich der Hohenstaufen, ein kegelförmiger Berg, dessen Seiten wie von Menschenhänden geglättet und gerundet erscheinen. Weithin ist des Berges Haupt sichtbar, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so zeigt sich dir sein kahler Scheitel.

Auf dem Gipfel genießen wir bei klarem Wetter eine herrliche Aussicht. Von Südwesten her zieht sich die Alb mit ihren grünen Höhen und zackigen Felsen am Horizonte dahin, bis sie im Nordosten

unserem Auge verschwindet. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, welche der Neckar mit seinen Nebenflüssen durchfließt, das fruchtbare Unterland, sodann den Schwarzwald. Am nördlichen Horizonte lagern sich wie in einem Halbkreise dunkle Tannenwaldungen, der Welzheimer Wald, die Löwensteiner und Ellwanger Berge. Rings um den Hohenstaufen her breitet sich eine bunte Landschaft aus: Berg und Thal, Wälder und Fluren, Bäche und Flüsse wechseln miteinander ab. Eine Menge von Höfen, viele Dörfer und einige Städte ragen mit ihren schimmernden Dächern und Türmen bald mehr bald weniger deutlich hervor. Nahe am südlichen Fuße des Berges liegt in dem fruchtbaren Thale der Fils die schöne, gewerbreiche Stadt Göppingen.

Auf dem Gipfel des Hohenstaufen, einer kleinen, nur ein Hektar großen Fläche, stand einst das Stammschloß der schwäbischen Herzoge und späteren Kaiser, welche weithin nicht nur ganz Deutschland sondern auch Italien und einen Teil des jetzigen Frankreichs beherrschten. An den Westabhang stößt eine Fläche, auf welcher die jungen Adeligen, welche am Hofe der Kaiser sich aufhielten, in ihren Ritterspielen sich übten, weshalb der Platz bis auf den heutigen Tag die Spielburg heißt. Von der Kaiserburg sieht man keine Spur mehr außer einem kleinen Stück Mauer. Längst haben Gras und Disteln den Schutt überwachsen.

188. Barbarossa.

1. Der alte Barbarosse,
der Kaiser Friederich,
im unterirdschen Schlosse
hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt,
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit
und wird einst wieder kommen
mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt.
Der Tisch ist marmelsteinern,
worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feuersglut,
ist durch den Tisch gewachsen,
worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
sein Aug' halb offen zwinkt,
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
und sieh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg!

8. Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr.

Rückert.

— 189. Der Kniebis.

Es ist Vakanz, wir machen einen Spaziergang auf den Kniebis. Von Freudenstadt führt uns eine schöne Straße bequem in zwei Stunden auf den Bergrücken durch köstlich duftenden Nadelwald, vorbei an emsigen Mühlen, welche der Forbach links unten im Thale treibt. An den Quellen des Baches sehen wir die Trümmer einer Kirche, welche vormals die Franzosen zerstört haben. Einst stand ein Kloster dabei, darin fanden die Reisenden Herberge und im Winter Obdach gegen den Schneesturm. Nicht weit von der alten Kirche sprudeln zwei prächtige Brunnen, die einzigen auf dem Kniebis. Nachdem wir uns abgekühlt haben, laben wir uns mit dem herrlich frischen und klaren Wasser.

Gleich darauf kommt der Weiler Kniebis. Seine Häuslein liegen über eine halbe Stunde weit zerstreut in einer Lichtung des Waldes umher wie Schäflein auf der Weide. Auf einer kleinen Anhöhe steht das neugebaute Kirchlein und Schulhaus unter einem Dach. Das Glöckchen, welches unsere Landesmutter gestiftet hat, ruft die Gemeinde Sonntags zu den schönen Gottesdiensten des Herrn und Werktags die Kinder zur Schule.

Da lesen sie wohl auch, wie schön der Frühling ist, wenn die Kirschbäume blühen, und sie hören von den Freuden des Herbstes, wenn die rotbackigen Äpfel von den Bäumen fallen, und wenn die Trauben geschnitten werden im Unterland. Aber sie haben keine Obstbäume und keine Weinstöcke. Lange währt der Winter, kurz der Sommer da droben. Der Wind bläst streng, der Schnee ist oft so tief, daß die Häuslein wochenlang darin wie begraben liegen. Neben den Häusern sehen wir hin und wieder einiges Ackerfeld, nirgends einen Garten. Der magere Boden trägt nur ein wenig Kartoffeln, Gerste, Sommerroggen und Haber nebst Viehfutter. Die Leute nährt der Wald.

Ihr sprechet: Da droben möchten wir nicht wohnen! Aber doch ist es droben auch recht schön, wenn an sonnenhellen Tagen der Himmel so tiefblau und die Luft so durchsichtig klar ist. Da geht der Atem, da gehen die Füße so leicht in der reinen, kräftigen Bergluft. Und wenn erst die Heidelbeeren reif werden und die Preiselbeeren und die Himbeeren und Brombeeren, welche im Schwarzwald haufenweise wachsen! Da springen und singen die Kinder und füllen Hand und Mund und Korb. Damit verdienen sie auch ein schönes Stück Geld, wovon sie sich Kleider und Bücher anschaffen können.

Von der Kirche aus zieht sich die Straße eine Viertelstunde lang bergan bis zum Post- und Gasthaus zum Lamm. Schon da haben wir eine herrliche Aussicht über den Schwarzwald hin bis zur Alb, ja oft bis zu den Schneebergen der Schweiz. Ein Stündchen ist's nun noch bis zu dem höchsten Punkte des Kniebis, zur Alexanderschanze. Weiterhin kommen wir zu dem etwas niedrigern Roßbühl, wo sich eine „Zuflucht“ und noch zwei kleine Schanzen befinden, welche einst den Kniebispaß dem Feinde verschließen sollten.

Auf dieser Hochfläche des Schwarzwalds bedeckt Gestrüppe und Moos den sumpfigen, mit Steinblöcken besäten Boden. In Pfützen und Lachen aber sammelt sich das Wasser, welches unten in den Schluchten und Thälern aus tausend Quellen hervorbricht und Bäche und Flüsse bildet, die nach allen Richtungen in die Thäler hinabeilen. Die Tannen gedeihen hier oben nicht mehr, selbst die genügsame Forche verkrüppelt. Die Legforche kriecht am Boden hin und streckt ihre buschigen Zweige nach oben. Wie öde und wüst ist's auf dieser rauhen Höhe! Aber wie herrlich liegen Berge und Thäler zu unsern Füßen! Der Rhein blinkt wie ein Silberstreifen durch die weite Ebene, in der sich Ortschaft an Ortschaft reiht. Dort drüben ragt auch das Münster von Straßburg hervor, und weiter gen Westen sehen wir die Vogesen, welche jetzt den Grenzwall des deutschen Vaterlandes bilden.

Aber nun ist es Zeit, daß wir wieder umkehren. Fröhlich schreiten wir zu dem freundlichen Kniebisdörflein hinab und in die geliebte Heimat zurück.

190. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge.

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus,
ich trink' ihn frisch vom Stein heraus.
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge.

3. Der Berg, der ist mein Eigentum.
Da ziehn die Stürme rings herum,
und heulen sie von Nord und Süd,
so überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
so steh' ich hoch im Blauen hier.
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge.

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

191. Die drei Naturreiche.

Betrachten wir die Geschöpfe Gottes auf der Erde genauer, so finden wir große Unterschiede zwischen ihnen. Siehe den Stein! Er fühlt es nicht, wenn dein Fuß ihn tritt. Auch kann er nicht von selbst den Ort verlassen, wo er sich befindet. Er ist ein lebloses Geschöpf. Er wächst nicht von innen heraus, seine Masse vergrößert sich nur durch Ansätze von außen. Alle Körper, welche ihm darin ähnlich sind, nennt man Mineralien.

Schaue nun aber die Grashälmchen und Blumen dort auf der grünen Wiese, das Getreide auf jenem Felde und die Obstbäume drüben im Garten! Das sind auch Geschöpfe ohne Gefühl und ohne willkürliche Bewegung, sie sind fest in die Erde gewurzelt. Aber sie haben Leben und wachsen von innen heraus. Sie heißen Pflanzen.

Nun blicke aber auch auf die Mücken, die im Sonnenscheine spielen, auf die Schmetterlinge und Bienen, die von Blume zu Blume fliegen, auf die Vögel, die von Ast zu Ast hüpfen, und auf die Herde, die dort unten im Thale weidet! Nicht wahr, das sind wieder andere Geschöpfe? Sie können sich von selbst bewegen, sie fühlen Freude und Schmerz. Es sind Tiere.

Alle Mineralien zusammen bilden das Mineralreich, alle Pflanzen das Pflanzenreich und sämtliche Tiere das Tierreich. Das sind die drei großen Reiche der Natur.

192. Die Reiche der Natur und das Himmelreich.

Einst war der verstorbene König Friedrich Wilhelm von Preußen auf der Reise. In einem Dorfe wurde er festlich empfangen. Die Schuljugend mit ihrem Lehrer begrüßte ihn, und ein kleines Mädchen sagte ihm ein Gedicht her, worüber er sich sehr freute.

Du hast deine Sache schön gemacht, mein Kind, sagte der hohe, freundliche Herr. Nun will ich dir aber auch einige Fragen vorlegen. Wohin gehört das? fragte er und zeigte dem Kind einen Apfel. In das Pflanzenreich, antwortete schüchtern das Mädchen. Wohin nun das? fragte der Herr weiter und zeigte auf ein Goldstück. Ins Mineralreich, war die Antwort. Wohin aber gehöre ich denn, mein Kind? war die dritte Frage. Freundlich blickte das Kind seinen König an und sagte: Ins Himmelreich! Da glänzte eine Thräne in des Königs Auge, und er hob das Kind empor und küßte es.

193. Vom Kaiser Wilhelm.

König Wilhelm von Preußen, der später „Deutscher Kaiser" geworden ist, führte seine Soldaten selbst in den Kampf. Er achtete nicht darauf, daß Kanonenkugeln dicht neben ihm vorüberflogen und in die Erde einschlugen. Plötzlich saust eine Granate heran, und einige Soldaten in der Nähe des Königs werden getötet. Der König hatte seinen Blick auf die Schlachtreihen gerichtet und merkte gar nicht, wie sein Leben bedroht war. Keiner seiner Begleiter wagte es, ihn zu bitten, daß er sich nicht so der Gefahr aussetze. Nur einer faßte Mut. Es war Graf Bismarck, des Königs erster Ratgeber. Er ritt an den König heran und sagte: Ich bitte Eure Majestät, Ihr Leben nicht in Gefahr zu bringen. Der König sagte mit freundlichem Ernste:

Sie haben recht. Aber wie kann ich davonreiten, wenn meine Soldaten im Feuer stehen? Bei diesen ist mein Platz. Ich weiß, wohin ein König von Preußen gehört. Als aber die Gefahr noch größer wurde, gab der Graf dem Rosse des Königs einen kleinen Stoß, daß es von dem gefährlichen Platze wich und den König in Sicherheit brachte.

Es war 1 Uhr mittags geworden. Der König hatte noch nichts gegessen. Er fragte, ob ihm niemand etwas Brot geben könnte. Aber seine Diener hatten keines. Da bemerkte der König, daß ein Soldat, der in der Nähe stand, aus einem Beutel ein Stück grobes Brot herausnahm. Er sagte zu seinem Reitknechte: Geh einmal hin und frage den Mann, ob er mir ein Stückchen Brot abtreten kann. Der Soldat war glücklich, seinem Könige etwas geben zu dürfen. Dieser ließ sich das trockene Brot gut schmecken. Dies und ein Schluck Wein, den ihm ein Diener darbot, war alles, was er den ganzen heißen Tag über genossen hat, bis endlich der Sieg errungen war.

— 194. Die treue Magd.

Die Stadt Straßburg, welche einst von den Franzosen geraubt worden war, wurde im Jahr 1870 von den Deutschen belagert. In einer Sommernacht, als das Schießen am heftigsten war, eilte der Knecht eines Hausbesitzers aus der Vorstadt zu seinem Herrn in die Stadt und sagte: Herr, draußen brennt schon ein Haus neben uns, und wenn nicht schnell gelöscht wird, so ist unser Haus in der Gasse verloren. Der Herr will forteilen, aber die Seinigen halten ihn zurück, denn gerade in diesem Augenblick tobten die Geschütze gewaltiger denn je. Nein, sagte jetzt die Magd des Hauses, Sie, Herr, bleiben da, und ich gehe! Ich kann beim Löschen besser helfen als Sie, und die Kugeln fürchte ich nicht. Damit eilte sie aus dem Keller, in welchen die Familie sich geflüchtet hatte, dem brennenden Hause zu mitten durch den Kugelregen und rettete mit dem Knechte das große, stattliche Gebäude. Gott aber hat an den treuen Seelen

wahr gemacht seine Verheißung: Wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Jes. 43, 2.

— 195. Die beiden Grafen.

Am 2. Dezember 1870 wurde den württembergischen Soldaten der Befehl erteilt, das Dorf Champigny den Franzosen, die es eingenommen hatten, wieder zu entreißen. Ohne Umstände gingen sie darauf los trotz der feindlichen Kugeln, welche rechts und links die Stürmenden niederstreckten. Unter den Tapferen waren zwei Brüder, die einzigen Söhne des Grafen Taube, Erich 22 und Axel 20 Jahre alt. Wie sie nun mit dem zweiten Jägerbataillon vorgingen, bekommt Erich einen Schuß durch die Brust. Axel fängt ihn mit seinen Armen auf, küßt ihn auf die Stirne und stützt den Kopf des zum Tode verwundeten Bruders auf sein Knie. In diesem Augenblick wird Axel ins Kreuz getroffen, stürzt lautlos über den Bruder, rafft sich noch einmal auf und macht einige Schritte vorwärts gegen den Feind. Da trifft ihn ein zweiter, tödlicher Schuß. Ein Jäger hebt den Gefallenen auf und legt ihn neben seinen Bruder. Acht Stunden lagen die beiden so da in furchtbarer Kälte. Man hielt sie für Tote. Endlich werden sie in ein Feldspital gebracht. Traget den Kleinen zuerst weg, spricht Erich, er hat's nötiger als ich. An demselben Abend starb Axel. Erich lebte noch 36 Stunden und konnte einem Verwandten den Hergang noch erzählen, damit er's den Eltern schreiben könne. Als diese im Spital ankamen, fanden sie ihre beiden Kinder wie schlafend in Tannengrün gebettet. Mit zwei Leichen zogen sie nach Stuttgart. An einem Tage waren sie aller ihrer Kinder beraubt.

196. Ein guter Kampf.

Ein württembergischer Soldat kam vom Schlachtfeld bei Wörth in die Heimat zurück in das Spital. Er war durch Brust und Achsel

geschossen, aber die Wunde schien nicht gefährlich zu sein. Bald jedoch erregte sie Besorgnisse. Er selbst täuschte sich nicht über die Gefahr. Mit stiller Ergebung und stillem Gottvertrauen trug er seine schweren Leiden. Er sei, sagte er, mit dem Spruche in die Schlacht gegangen: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein?“ und so wolle er auch auf seinem Schmerzenslager denken und getrost allem, was der Herr über ihn beschlossen habe, entgegengehen. Mitten in der Nacht hörte man ihn oft inbrünstig beten. Seine Eltern eilten zum Sterbebette des einzigen Sohnes. Aus allen Wunden blutend nahm er Abschied, weil er wohl wisse, daß diese Nacht seine letzte sein werde. Mit lauter Stimme sprach er noch ein Gebet und schloß es mit den Worten: Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich, dein bin ich tot und lebendig; mach mich, o Jesu, ewig selig! Amen. An demselben Tage, es war Samstag, war der König gekommen, um nach den Verwundeten zu sehen. Auch zu unserem Kranken kam er, legte ihm die Hand aufs Haupt und tröstete ihn freundlich. Das war seine letzte Freude auf Erden. Nach einem heißen Kampfe entschlief er in der Sonntagsfrühe.

197. Der Abendsegen.

Nach dem herrlichen Siege bei Sedan trat ein Regiment aus Thüringen seinen Marsch nach Paris an und kam zur ersten Nachtruhe in ein Dorf. Alle Häuser füllten sich mit Soldaten, und doch fanden viele kein Unterkommen. So nahm eine Compagnie in der Kirche Quartier. Die Mannschaften lagerten in den Gängen, die Offiziere in der Sakristei. Die todmüden Krieger streckten sich zum Schlummer aus. Da schlich sich einer, der in der Heimat Lehrer war, unbemerkt hinauf auf die Emporkirche, winkte einem Kameraden und bat ihn, die Bälge an der Orgel zu treten. Er selbst aber setzte sich auf die Organistenbank und spielte laut: „Nun danket alle Gott!“ Und siehe, die müden Krieger werden wieder wach. Einer nach dem andern fällt mit kräftiger Stimme ein, und feierlich erschallt der Gesang durch die Kirche in die stille Nacht hinaus.

— 198. Abschiedsbrief.

In der Schlacht bei Metz war ein braver Soldat schwer verwundet worden. Er wurde von den Krankenträgern auf dem Schlachtfelde aufgehoben, auf einen Wagen gelegt und ins Lazaret gefahren. Dort wurde er in einen geräumigen Saal gebracht, in dem noch andere Verwundete gepflegt wurden. Eine Diakonissin verband ihm seine Wunde und wartete seiner auf dem Schmerzenslager. Aber trotz aller liebevollen Pflege heilte die Wunde nicht. Der Kranke lag wochenlang und trug geduldig seine heftigen Schmerzen ohne Murren. Eines Tages fühlte er, daß sein Ende nahe sei. Da rief er mit fester Stimme und getrostem Mute seine Pflegerin und sprach zu ihr: Nehmen Sie Tinte, Feder und Papier und schreiben Sie, was ich Ihnen sagen werde, aber schnell, schnell! Die Pflegerin setzte sich, und er diktierte ihr einen Brief an seine Eltern. Dieser lautete so:

Liebe Eltern!

Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, werde ich nicht mehr am Leben sein. Mein letzter Wunsch ist, grämet Euch nicht und erfüllet meine letzte Bitte! Ich danke Euch für alles, alles Gute, was Ihr mir gethan habt, bitte Euch auch alles Böse ab, wodurch ich Euch Kummer und Sorge gemacht habe. Grüßet, liebe Eltern, alle Bekannte und Verwandte von Eurem Sohne Wilhelm! Liebes Mütterchen, also nicht gegrämt! Heute rot, morgen tot, das ist des Soldaten Los. Gott schütze unser teures Vaterland und unsern König!

Euer Wilhelm.

199. Fragen nach Gott.

1. Wer lehrt die Vögel singen
so süß und mannigfalt
und Hirsch' und Rehe springen
im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen
bald stürmisch und bald leis',
und Jahreszeiten gehen
im wundervollen Kreis?

3. Und wer die Bächlein gleiten
herab von stolzer Höh'
und stolz die Ströme schreiten
zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret
mit goldnem Sonnenschein?
Und wer am Himmel führet
die tausend Sternelein,

5. daß sie gleich guten Kindern
still gehen ihre Bahn
und nicht einander hindern
und sich nicht stoßen an?

6. O sag, wer ist der eine,
der Meister so geschickt,
der mit so reichem Scheine
die Blüten hat geschmückt,

7. der hoch am Himmelskreise
sein Zelt gespannet aus
und auch mit treuem Fleiße
gebaut der Schnecke Haus,

8. der über Länder zücket
die Blitze weiß und blau,
und dann das Feld erquicket
mit kühlem, frischem Tau?

9. Den Meister groß und milde,
den nenne mir geschwind,
der dich mit seinem Bilde
geziert, mein liebes Kind,

10. und der, bist du gegangen
dem stillen Grabe zu,
dich jenseits wird empfangen
in seiner ew'gen Ruh'.

11. Und kannst du mir ihn nennen,
so folge ihm auch fromm.
Dann wird er dich auch kennen
und sprechen: Sei willkomm!

200. Sonne, Mond und Sterne.

Am vierten Schöpfungstag machte Gott zwei große Lichter: ein Licht, das den Tag regiere, und ein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne.

Die Sonne ist ein Wunderwerk des Höchsten. Sie giebt so hellen Glanz von sich, daß sie die Augen blendet. Wo die Sonnenstrahlen hinfallen, da ist Sonnenschein oder Licht; wo sie nicht hingelangen können, da ist es dunkel. Die Sonnenwärme schmelzt das Eis, lockt Gras und Kräuter aus der Erde hervor, schmückt den Baum mit Blüten und Früchten, reift die volle Ähre und die köstliche Traube. Im warmen Sonnenschein erwachen die Tiere, welche im Winter schlafen, die Zugvögel kehren zurück, die Mücklein spielen, die Käfer summen, die Bienen sammeln Honig, die Lerchen schwingen sich in die Luft. Auch der Mensch fühlt sich neu belebt, wenn ihn die liebe Sonne so freundlich bescheint. Der Gesunde geht munter an die Arbeit, und wie glücklich ist ein Kranker, wenn er einmal wieder eine Stunde im Freien sich des Sonnenscheins erfreuen darf!

Alle 24 Stunden geht die Sonne einmal auf und einmal unter. Dadurch entsteht Tag und Nacht.

Dem Sonnenaufgang geht die Morgendämmerung voran, dem Sonnenuntergang folgt die Abenddämmerung. In der Dämmerung soll man nicht lesen, schreiben oder nähen, denn man verderbt sich die Augen. Die Fledermäuse und manche Schmetterlinge fliegen nur in der Dämmerung umher.

Wenn die Sonne untergeht, so färbt sie den Himmel schön rot

oder golden. Dies ist das Abendrot. Das Morgenrot sieht purpurn aus, aber die Langschläfer bekommen es nicht zu sehen.

Der Mond ist das Licht, das die Nacht regiert. Er leuchtet, aber wärmt nicht. Bald sieht man ihn bald nicht, bald ist er groß bald klein, bald eine Scheibe bald eine Sichel. Er nimmt ab und zu.

In sternhellen Nächten flimmern am Himmel Sterne ohne Zahl. Manche glänzen in reinem weißen Licht, manche funkeln in hellem goldenen Glanze. Sie stehen auch bei Tag am Himmel, aber man sieht sie nicht, weil ihr schwacher Schein vor dem Lichte der Sonne verschwindet.

201. Die Höhe des Himmels.

Wie hoch mag wohl der Himmel sein?
Das will ich dir gleich sagen:
Wenn du schnell wie ein Vögelein
die Flügel könntest schlagen,
und fliegest auf und immer auf
in jene blaue Ferne,
und kämest endlich gar hinauf
zu einem schönen Sterne,
und fragtest dort ein Engelein:
Wie hoch mag wohl der Himmel sein?
Dann sei gewiß, das Englein spricht:
Mein Kind, das weiß ich selber nicht,
doch frag einmal dort drüben an,
ob jener Stern dir's sagen kann!
Du brauchst indes nicht sehr zu eilen,
es sind nur hunderttausend Meilen.
Und flögst du nun zum Sternlein dort,
man sagt dir doch dasselbe Wort.
Und flögst du weiter fort und fort,
von Stern zu Stern, von Ort zu Ort,
es weiß doch niemand dir zu sagen,
du wirst doch stets vergeblich fragen:
Wie hoch mag wohl der Himmel sein?
Denn, Kind, das weiß nur Gott allein.

202. Die dunkelblaue Wiese.

Ein Gespräch.

Vater. Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese.

Emil. Vater, das ist dein Spaß, solche giebt's ja gar nicht. Die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Vater?

Vater. Du und ihr alle habt sie gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen jahraus jahrein einen Tag wie den andern eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obgleich nichts dort wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas. Das sind gewiß keine lebendigen Schafe, denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe. Sie leben schon über tausend Jahre, und immer sind sie noch wie ehemals, obwohl sie weder hungern noch dürsten.

Lydia. Über tausend Jahre sind deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor. Die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden nur höchstens vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind. Und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend, daß die Schafe in — in — wie heißt doch gleich das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. Spanien, in Spanien. Sieh, Vater, ich hab's behalten.

Vater. Daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden, denn die ganze Herde hat goldene Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, solche giebt's nicht mit goldnen Fellen. Wie könnten die schwachen Tiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben.

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder. Die Felle schimmern

wirklich wie Gold so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon darüber gefreut.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man sieht sie nicht immer, auch habe ich sie noch nie schreien hören.

Lydia. Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht,

Anton. Einen Hirten, einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Achtung geben? Wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er weit länger als tausend Jahre die Herde bewacht, so ist er doch noch nie eingeschlafen, hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden. Das muß ein närrischer Mann sein, der muß weder stehen noch gehen können und blind sein wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher. Auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß. Aber du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Herde bewachen.

Vater. Seine Hunde? Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläst darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn. Blasen kann er aber nicht, und das Horn giebt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, die über tausend Jahr alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft und doch stets munter ist, das begreif' ich nicht.

Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lydia. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lydia. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja, meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fliegen und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möcht' ich fliegen sehen.

Vater. Du kannst sie alle Tage gehen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach, nun weiß ich, wer die goldnen Schafe sind. Aber der Hirt?

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf.

Alle Kinder. Der Mond, der Mond! O nun wissen wir's: Die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese ist der Himmel. Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war so hübsch, noch eins!

Vater. Morgen, Kinder, heute weiß ich keines mehr.

203. Rätsel.

1. Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiß.
Wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerältste Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born.
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
mit schön gebognem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht
und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg gemacht.

Schiller.

204. Die vier Jahreszeiten.

1. Frühlingszeit, schönste Zeit,
die uns Gott der Herr verleiht,
weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
läßt die jungen Lämmer springen,
läßt die lieben Vögel singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
der euch so den Frühling schenkt!

2. Sommerszeit, heiße Zeit.
Sonne brennt wohl weit und breit,
aber Gott schickt milden Regen,
schüttet alles Feld voll Segen,
schenkt den Schnittern volle Ähren,
Brots genug, uns all' zu nähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut,
daß er so am Sommer thut!

3. Herbsteszeit, reiche Zeit.
Gott hat Segen ausgestreut,
daß sich alle Bäume neigen
von den fruchtbeladnen Zweigen,
schaut umher mit Vaterblicken,
wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern,
aber ehret auch den Herrn!

4. Winterszeit, kalte Zeit.
Aber Gott schenkt warmes Kleid:
dichten Schnee der kahlen Erde,
warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vogelscharen,
daß sie keine Not erfahren,
Menschen, Haus und Herd auch euch.
Lobt ihn, der so gnadenreich!

205. Das erste Veilchen.

1. Kaum ist vom Schnee der Garten leer
und noch der Rasen grau,
da, liebe Schwester, schau nur her!
lacht mich's schon an so blau.

2. Was hat der warme Sonnenschein
so früh hier aufgeweckt?
Was ist das für ein Blümelein,
das sich im Moos versteckt?

3. Ein Veilchen, Veilchen! O wie schön!
mit seinem süßen Duft
füllt es — blüht es auch ungesehn —
ringsum die milde Luft.

4. Hab Dank, du Veilchen süß und blau,
das uns den Frühling bringt!
Bald zieht er ein in Flur und Au.
Drum jubelt, singt und springt!

206. Zu Ostern.

1. Ist denn der liebe Heiland tot,
und ist er gar begraben?
O hört's, wir dürfen keine Not
um seinetwillen haben.
Heut' ist das liebe Osterfest,
wo lebend er das Grab verläßt.

2. Sterb' ich nun auch — wer weiß wie bald —
und nimmt der Tod mein Leben:
mein Heiland hat noch mehr Gewalt,
der wird mir's wieder geben,
der weckt mich aus der Grabesnacht
und führt mich in des Himmels Pracht.

Inhalt.

(Die mit — bezeichneten Stücke können in einklassigen und sonst ungünstig gestellten Schulen übergangen werden.)

Erster Jahrgang.

Nr.		Seite
1.	Alles mit Gott	1
2.	Der gute Hirte. Hey	1
3.	Abendlied. Luise Hensel	1
4.	Die Tulpe. Haupt	2
5.	Gottes Auge	3
6.	Alles von Gott. Hey	3
7.	Pfingsten. Nacke	4
8.	Wandersmann und Lerche. Hey	4
9.	Der dankbare Sohn	5
10.	Zufriedenheit	5
— 11.	Die Singvögel	5
12.	Schonung der Singvögel. Christoph Schmid	6
13.	Knabe und Vogel. Hey	7
14.	Die Schwalbe	7
15.	Die Schwalben. Chamisso	8
16.	Irret euch nicht	9
17.	Der Kirschbaum. Hebel	9
18.	Der Kuhhirte. Krummacher	11
19.	Hier ist gegipst. Berthelt	11
20.	Die Tauben	12
21.	Kleine Handwerksleute. Julius Sturm	12
22.	Der Frosch. Schurig	13
23.	Der dankbare Hirte. Wölbling	13
24.	Tierquälerei	14
25.	Liebe eines Storches zu seinen Jungen	15
26.	Das Samenkorn. Zschokke	15
27.	Die Ährenleserin	16

Nr. Seite

28. Das Gewitter 17
29. Der Herr ist König 17
30. Guten Morgen. Löwenstein 17
31. Die Schwimmer. Stöber 18
32. Dienerschaft 19
33. Fritz Oberlin. Rothert 19
34. Der bettelnde Handwerksbursche 20
35. Der Geizige. Ahlfeld 20
36. Sparsam ist nicht geizig 21
37. Zwei Sprichwörter. Hebel 21
38. Der Wegweiser. Hebel 22
39. Zinzendorf und der Räuber 23
40. Der Apfelbaum 23
41. Knabe und Apfelbaum. Krummacher 24
42. Der große Birnbaum 25
43. Der Fliegenschwamm 26
44. Herbst. Barth 27
45. Zugvögel. Hey 27
46. Das Vogelgeschrei. Stöber 28
47. Die Kirchtürme. Scriver 29
48. Die edle Jüdin 29
49. Der Hund 30
50. Fürsorge eines Hundes für einen andern 30
51. Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete . . 31
52. Der Weinstock. Herder 31
53. Der Fuchs und die Trauben 32
54. Der Fuchs und der Rabe 32
55. Vom Hasen 33
56. Die Schnecke. Wagner 34
57. Kutschenpferd und Ackergaul. Gellert 35
58. Martinus 35
59. Der Winter. Barth 36
60. Das Rotkehlchen 37
61. Vogel am Fenster. Hey 37
62. Das Büblein auf dem Eis. Güll 38
63. Die A-B-C-Schützen. Des Knaben Wunderhorn 38
64. Vom Lernen. Flattich 39
65. Die Geschichte vom dummen Hänschen 40
66. Das Hirtenbüblein. Grimm 41
67. Nußsäcklein. Güll 42
68. Der Christengel. Güll 42
69. Das höchste Gebot. Tholuck 44

Nr. Seite
70. Der kleine Beter 44
71. Ehre Vater und Mutter. Stilling 45
72. Kosciuszkos Pferd 46
73. Sprichwörter 46
74. Vom Elefanten 47
— 75. Kampf mit einer Schlange 48
76. Vom Mäuslein. Güll 48
77. Die dankbare Maus. Curtmann 50
78. Mut einer Katze 51
79. Der Sperling 52
80. Der Pfau 53
81. Der Igel 53
82. Das Salz 54
83. Seelengröße einer Dienstmagd 54
84. Sinnspruch. Luther 55
85. Der gewissenhafte Indianer 55
86. Beispiel unserer Voreltern. Haupt 55
87. Der Blinde und der Lahme. Gellert 56
88. Gebückt, gebückt! Schlez 56
89. Hänschen, zieh das Käppchen ab! Zschokke 57
90. Das Gewissen 59
91. Der ehrliche Knabe 59
92. Sprichwörter 60
93. Die Königin Luise und ihr Lehrer 60
— 94. Kindesdank. Hebel 61
95. Die Bibel. Hey 62
96. Ein fröhlicher Geber. Wölbling 63
97. Polykarpus. Claudius 63
98. Wie oft Gott zu danken sei. Des Knaben Wunderhorn . . 63
99. Sonnenuntergang. Krummacher 64
100. Gottes Wohnung. Hey 65

Zweiter Jahrgang.

101. Die vier Brüder 66
— 102. Buchstaben im Schöpfungsbuche. Krüsi 67
103. Die Schlüsselblume. Lüben 68
104. Maiblümchen 68
105. An die Vögelein. Des Knaben Wunderhorn 68
— 106. Der Vögelein Lehre. Luther 69
107. Pfingstlied 70
108. Das Bienlein. Barth 71

Nr.		Seite
109.	Die Fliegen und die Spinnen. Christoph Schmid	71
110.	Abendläuten	72
— 111.	Abendruhe. Dieffenbach	72
— 112.	Auf der Wiese	73
113.	Erdbeerlied. Krummacher	74
114.	Die beiden Schweizer. Ahlfeld	75
115.	Der Rosenstock. Schairer	76
116.	Das Hufeisen	77
117.	Der Fliederstrauch. Racke	77
118.	Im Sommer. Jakobi	78
— 119.	Das blühende Roggenfeld	78
120.	Blumen im Getreide	80
121.	Die Quecken. Stöber	80
— 122.	Die Linde . . . Lüben	81
123.	Der Marienkäfer. „	82
— 124.	Der Totengräber. „	82
125.	Das Bilsenkraut. „	84
126.	Die Kinder im Walde. Graf Pocci	84
— 127.	Waldstadt und Riese. Haupt	87
128.	Der Regenwurm. Lüben	88
— 129.	Das Moos . . . . . Wagner	89
— 130.	Die Feldpolizei der Tiere. „	90
— 131.	Die Eiche . . . . . „	92
132.	Der Kürbis und die Eichel	93
— 133.	Das wilde und das zahme Rind. Wagner	93
— 134.	Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Rückert	94
135.	Sprichwörter	97
— 136.	Das Eichhörnchen	97
137.	Das Bächlein. Karoline Rudolphi	98
138.	Das Wasser. Nieritz	98
139.	Das Meer. Hey	99
— 140.	Die Gänse in Rom	100
— 141.	Die Ente	100
142.	Der Hecht	101
— 143.	Der Kalksteinbruch	102
144.	Das Silber	103
145.	Der Holzhacker. Christoph Schmid	103
146.	Der weiße Hirsch. Uhland	105
147.	Das weiße Mäuschen	106
— 148.	Der Wolf und der Mensch. Grimm	107
149.	Das schlafende und das wachende Gewissen	108
150.	Ein Rätsel. Hagenbach	109

Nr. Seite

151. Ein Handelsmann. Schubert 110
152. Die Finger 111
153. Das Gleichnis von den Gliedern des menschlichen Leibes 112
154. Drei Paare und einer. Rückert 113
155. Das fremde Kind. Hebel 114
156. Die schützende Hand Gottes. Schubert 115
157. Große Schneeballen. Hebel 116
158. Das Christbäumchen. Curtmann 117
159. Das Kind in der Krippe. Christoph Schmid 118
160. Sprichwörter 119
161. König Krösus 120
162. Der Knabe Alexander 121
163. Die Römerin Cornelia 122
164. Wie Kaiser Karl die fremde Tracht abbrachte 123
165. Wie Kaiser Karl schreiben lernte. Gerok 123
166. Heinrich der Vogelsteller. Kapp 124
167. Alte deutsche Treue. Curtmann 126
168. Der alte Landmann an seinen Sohn. Hölty 127
169. Der dankbare Kaiser 128
170. Der Gemsenjäger. Nösselt 129
171. Der brave Bauersmann. Franz Hoffmann 130
172. Der sonderbare Anspann. Stöber 131
173. Kindliche Liebe eines Negers 132
174. Am Mittwoch Nachmittag. Fröhlich 133
175. Ein gutes Rezept. Hebel 134
176. Vaterlandsliebe eines österreichischen Bauern 136
177. Das Schreiben 136
178. Wie es den Kindern heidnischer Eltern geht 138
179. Was einmal Kinder für die Mission gethan haben . . 139
180. Ein Brief Dr. Luthers an sein Hänschen 139
181. Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! Albert Knapp . . . 140
182. Prinz Christoph und das Lamm. Gustav Schwab . . . 142
183. Die Himmelsgegenden 144
184. Der Rotenberg 144
185. Der Rotenberg. Gerok 146
186. Stuttgart 147
187. Der Hohenstaufen 150
188. Barbarossa. Rückert 151
189. Der Kniebis 152
190. Des Knaben Berglied. Uhland 154
191. Die drei Naturreiche 155
192. Die Reiche der Natur und das Himmelreich 156

Nr.		Seite
193.	Vom Kaiser Wilhelm	156
— 194.	Die treue Magd . Lauxmann	157
— 195.	Die beiden Grafen. "	158
196.	Ein guter Kampf . "	158
197.	Der Abendsegen . . "	159
— 198.	Abschiedsbrief. Bock	160
199.	Fragen nach Gott	160
200.	Sonne, Mond und Sterne	162
201.	Die Höhe des Himmels. Löwenstein	163
202.	Die dunkelblaue Wiese. Besselt	164
203.	Rätsel	166
204.	Die vier Jahreszeiten. Hey	167
205.	Das erste Veilchen	168
206.	Zu Ostern. Hey	168

Einmaleins.

1 mal 1 ist 1	1 mal 2 ist 2	1 mal 3 ist 3	1 mal 4 ist 4
2 — 1 — 2	2 — 2 — 4	2 — 3 — 6	2 — 4 — 8
3 — 1 — 3	3 — 2 — 6	3 — 3 — 9	3 — 4 — 12
4 — 1 — 4	4 — 2 — 8	4 — 3 — 12	4 — 4 — 16
5 — 1 — 5	5 — 2 — 10	5 — 3 — 15	5 — 4 — 20
6 — 1 — 6	6 — 2 — 12	6 — 3 — 18	6 — 4 — 24
7 — 1 — 7	7 — 2 — 14	7 — 3 — 21	7 — 4 — 28
8 — 1 — 8	8 — 2 — 16	8 — 3 — 24	8 — 4 — 32
9 — 1 — 9	9 — 2 — 18	9 — 3 — 27	9 — 4 — 36
10 — 1 — 10	10 — 2 — 20	10 — 3 — 30	10 — 4 — 40
1 mal 5 ist 5	1 mal 6 ist 6	1 mal 7 ist 7	1 mal 8 ist 8
2 — 5 — 10	2 — 6 — 12	2 — 7 — 14	2 — 8 — 16
3 — 5 — 15	3 — 6 — 18	3 — 7 — 21	3 — 8 — 24
4 — 5 — 20	4 — 6 — 24	4 — 7 — 28	4 — 8 — 32
5 — 5 — 25	5 — 6 — 30	5 — 7 — 35	5 — 8 — 40
6 — 5 — 30	6 — 6 — 36	6 — 7 — 42	6 — 8 — 48
7 — 5 — 35	7 — 6 — 42	7 — 7 — 49	7 — 8 — 56
8 — 5 — 40	8 — 6 — 48	8 — 7 — 56	8 — 8 — 64
9 — 5 — 45	9 — 6 — 54	9 — 7 — 63	9 — 8 — 72
10 — 5 — 50	10 — 6 — 60	10 — 7 — 70	10 — 8 — 80

1 mal 9 ist 9	1 mal 10 ist 10
2 — 9 — 18	2 — 10 — 20
3 — 9 — 27	3 — 10 — 30
4 — 9 — 36	4 — 10 — 40
5 — 9 — 45	5 — 10 — 50
6 — 9 — 54	6 — 10 — 60
7 — 9 — 63	7 — 10 — 70
8 — 9 — 72	8 — 10 — 80
9 — 9 — 81	9 — 10 — 90
10 — 9 — 90	10 — 10 — 100

a b c d e f g h i j k l m n o
p q r s ſ ß t u v w x y z.
A B C D E F G H I
K L M N O P Q R S
T U V W X Y Z.

---

a b c d e f g h i k l m n o
p q r s ſ s t u v w x y z.
A B C D E F G H I
K L M N O P Q R
S T U V W X Y Z.

---

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 0.

Der Oberamtsbezirk Ulm.

1. Der Oberamtsbezirk Ulm liegt in der Nordostecke des Donaukreises. Er hat die Gestalt eines Dreiecks, das den Ort Bernstatt in der Mitte hat, und in dessen Spitzen Einsingen, Reutti und Niederstotzingen liegen. Die Entfernung von Reutti nach Niederstotzingen beträgt 33,5 km, die von da bis Einsingen 38 km und die von da nach Reutti 33,5 km. Der Bezirk grenzt im Süden an das Oberamt Laupheim, im Westen an Blaubeuren u. Ehingen, im Norden an Geislingen und Heidenheim, im Osten (Südosten) an Heidenheim und an die bayrischen Bezirksämter Günzburg und Neu-Ulm. Eine natürliche Grenze hat er nur an der Donau, welche ihn auf kurzer Strecke von dem Oberamt Laupheim und von dem Bezirksamt Neu-Ulm trennt. Sein Flächeninhalt beträgt $7^1/_2$ Quadratmeilen oder 415,3 qkm, und die Einwohnerzahl beläuft sich auf rund 59000, worunter 42500 Evangelische, 15500 Katholiken und 700 Israeliten. Das Oberamt nimmt dem Flächeninhalt nach die 13. und der Bewohnerzahl nach die 2. Stelle unter den Oberämtern des Landes ein. Auf 1 Quadratmeile leben im Durchschnitt 7866 Menschen und auf 1 qkm 142. Die Bewohner gehören mit Ausnahme der Juden fast durchweg dem schwäbischen Volksstamm an. Der Bezirk ist nach allen Richtungen von Haupt- und Nebenstraßen durchzogen. Von den württembergischen Eisenbahnen gehen die Hauptbahn von Ulm bis Lonsee (Urspring), die Südbahn von Ulm bis Einsingen, die Donaubahn von Ulm bis Söflingen (Ehrenstein) und die Brenzbahn von Ulm bis Niederstotzingen über sein Gebiet. In Ulm haben auch noch die bayrischen Bahnen Ulm-Augsburg-München und Ulm-Kempten-Lindau Anschluß. Zwischen Westerstetten und Altheim (über Weidenstetten) und zwischen Ulm und Wiblingen besteht eine Postverbindung.

2. Das Oberamtsgebiet umfaßt den östlichen Teil von der rauhen Alb (Ulmer Alb) und vom Hochsträß. Es erhebt sich 450—660 m über das Meer und ist ein Bergland, das sich von Nordwesten nach Südosten mit einem Gefäll von 200 m allmählich

zur Donau abstuft. Die höchste Lage [über 600 m] haben Reutti [656 m], Ettlenschieß [656], Schechstetten [656], Luizhausen [622], Sinnabronn [630], Zähringen [645] und Altheim [606]. Eine Höhe von 600—500 m weisen auf: Weidenstetten [585], Neenstetten [577], Holzkirch [587], Beimerstetten [585], Jungingen [589], Mähringen [560] u. Lehr [590]. Auf der dritten Stufe [560—490 m] liegen Göttingen [492], Alpeck [503], Hörvelsingen [519], Bernstatt [548], Börslingen [558], Ballendorf [540], Nerenstetten [496], Setzingen [500], Wettingen [495], Öllingen [528], Rammingen [515], Asselfingen [502], Bissingen [527], Stetten [494] und Oberstotzingen [491]. Am Rande der Donauebene befinden sich Ulm [477], Langenau [461] und Niederstotzingen [473]. Das den Bezirk quer durchschneidende Lonethal hat von Urspring bis Lonthal ein Gefäll von 114 m. In diesem Thal liegen Urspring [564], Lonsee [560], Halzhausen [550], Westerstetten [541], Breitingen [522] und Lonthal [450.] Dem Hochsträß gehören Grimmelfingen [515] und Einsingen [486] an, während Ehrenstein [487] und Söflingen [490] Blauthalorte sind.

3. Das Hauptgestein des Bezirks ist der weiße Jura. An manchen Stellen ist Süßwasserkalk aufgelagert; auch findet sich am südlichen und östlichen Rand der Alb gegen die Donau hin Molasse vor. Eigentümlichkeiten des Jura sind die in unserem Bezirk häufig vorkommenden trichterförmigen Einsenkungen (Erdfälle) und die Felsenhöhlen (z. B. der hohle Stein bei Lindenau.) Auf der Oberfläche der Alb liegt meist ein fruchtbarer Lehmboden, wogegen sich in der Donauebene und im Blauthal ergiebige Torfgründe vorfinden. Ueber die Hälfte der Bodenfläche ist Ackerland, beinahe $1/4$ besteht aus Wald, $1/12$ aus Wiesen und nur ein kleiner Teil ist Weideland. Die Äcker werden mit gutem Erfolg mit Getreide, Kartoffeln, Futterpflanzen, Zuckerrüben, Hanf und Flachs angebaut; die zum Teil weit ausgedehnten Waldungen, welche die meisten steileren Thalabhänge bedecken, liefern ein vorzügliches Brenn- und Nutzholz, und auch die Wiesen, namentlich die in den Flußthälern gelegenen, geben einen guten Ertrag. Das in den tieferen Lagen mildere, in den höheren rauhere Klima gestattet überall noch den Obstbau. Im Bezirk werden viele Pferde, Schafe und Schweine gehalten, die Rindviehzucht erfreut sich besonderer Pflege, und neuerdings wird auch der Bienenzucht erhöhte Beachtung geschenkt. Zahlreiche Steinbrüche liefern brauchbare Straßen- und Bausteine und Kalk; auch giebt es größere Ziegeleien, z. B. in Ulm und Jungingen.

4. Sämtliche Gewässer des Bezirks gehören zum Gebiet der Donau. Diese bekommt mit dem Einfluß der Iller nicht weit

oberhalb der Stadt Ulm von rechts her einen starken Zuwachs. Von der linken Seite fließen ihr die Blau und die Nau zu. Erstere entspringt aus dem Blautopf bei Blaubeuren. Sie treibt auf ihrem kurzen Lauf von 19 km eine große Anzahl Mühlen und Fabriken und mündet in mehreren Armen in und bei Ulm. Die Nau ist der Abfluß mehrerer Weiher in Langenau. Sie nimmt den von Hörvelsingen kommenden Flötzbach auf, durchfließt das Ried und ergießt sich, nachdem sie gleichfalls viele Wasserwerke (in Langenau allein 10 Mühlen) getrieben hat, bei Leipheim in die Donau. Die Lone, welche von einer Kesselquelle bei Urspring abfließt, verliert sich merkwürdigerweise bei Breitingen unter dem Boden. Ob ihr Wasser unterirdisch zur Nau abfließt oder bei Lonthal wieder zu Tage tritt, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden. Zu Zeiten fließt die Lone auch zwischen Breitingen und Lonthal, wenn auch nur als kleiner Bach. Trockenthäler, durch welche öfters bei schnellem Schneegang und bei starkem Gewitterregen reißende Gewässer ihren Lauf nehmen, finden sich auf der Höhe der Alb mehrfach vor. Sehr wasserreich ist der Boden im Langenauer und Gögglinger Ried. Ein Teil der Alborte hat jetzt durch künstliche Wasserleitungen gutes Trinkwasser (Albwasserversorgung).

5. Die Oberamtsstadt Ulm, die zweitgrößte Stadt des Landes mit 36200 Einwohnern, worunter 25500 Evangelische, 9900 Katholiken und 670 Israeliten, ist bedeutend als Festungs- und Garnisonsstadt, als Sitz vieler hohen Behörden, als Knotenpunkt von 6 Eisenbahnlinien und als Gewerbe- und Handelsstadt. In der Stadt befinden sich außer den Volks- und Mittelschulen, ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Realanstalt, eine höhere Mädchenschule, eine Frauenarbeitsschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine landwirtschaftliche Winterschule. Das Stadtwappen ist ein schwarz und weiß geteilter Schild, die Stadtfarben sind schwarzweiß. Ulm hat 2 Messen, einen starken Bauholz- und Bretterhandel und sehr bedeutende Frucht- Leder- Tuch- Woll- und Roßmärkte. Die früher schwunghaft betriebene Donauschiffahrt ging mit der Zeit stark zurück; jetzt nimmt sie wieder zu. Die Erzeugnisse der Bierbrauerei, Gärtnerei, Feinbäckerei und Metallgießerei, sowie der Hut- und Tabakfabrikation haben einen guten Namen; auch werden die hier angefertigten Feuerwehr- und Ackerbaugeräte weithin begehrt. — Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt nimmt das Münster die erste Stelle ein. Dasselbe ist die größte evangelische Kirche Deutschlands, ein herrliches Denkmal gotischer Baukunst. Der Bau wurde im Jahr 1377 begonnen, aber am Schluß des 15. Jahrhunderts eingestellt, obwohl

der Hauptturm erst seine halbe Höhe erreicht hatte. Seit 1844 wurde an der Vollendung des Münsters und insbesondere am Ausbau des auf 161 m Höhe angelegten Hauptturmes gearbeitet. Letzterer ist im Jahr 1890 vollendet worden. Im Innern des Münsters sieht man prächtige Glasmalereien, Holzschnitzereien und Gemälde und eine Riesenorgel mit 100 Registern. Hauptsächlich durch den Münsterbau sind die Baumeister Ensinger und Böblinger, die Bildschnitzer Jörg Syrlin, Vater und Sohn, und die Maler Zeitblom, Schaffner und Wild berühmt geworden. — Weitere größere städtische Gebäude sind das ums Jahr 1370 erbaute Rathaus, der sogenannte Neue Bau (jetzt Kameralamt), das Deutsche Haus (jetzt Kaserne und Schwurgerichtsgebäude), das Zeughaus (jetzt Kaserne), das Landgerichtsgebäude (früher Schwörhaus), das Kornhaus, das Neubronnersche Haus (jetzt Gewerbemuseum), die Spitalkirche (aus der Dominikanerkirche von 1617 an umgebaut), die Wengenkirche (früher die Kirche eines Augustinerklosters), die Synagoge (1873 erbaut), die neuen Schulgebäude u. a. — Die alte Stadt ist etwas unregelmäßig gebaut; seit dem Jahre 1860 schließt sich an dieselbe die regelmäßig gebaute Neustadt an. Mit der aufblühenden Schwesterstadt Neu-Ulm, welche bereits 8000 Einwohner zählt, ist Alt-Ulm durch eine steinerne Fahr- und eine Eisenbahnbrücke verbunden. Die Wasserleitung, welche die Stadt mit gutem Trinkwasser aus der Weiherbachquelle bei Ehrenstein versorgt, besteht seit dem Jahre 1874.

6. Auf dem Ulmer Stadtgebiet und an verschiedenen günstig gelegenen Punkten der Umgebung entstanden wahrscheinlich schon zur Zeit der Geburt Christi, vielleicht noch früher, Niederlassungen, welche teils von unseren Vorverfahren, teils von den nach Norden vordringenden Römern herrühren. Den Kern der späteren Stadt bildeten die Gebäude des Königshofes, welchen Karl der Große auf dem Lautenberg und Weinhofberg anlegen ließ. Um denselben entstand bald ein zweiter, größerer Stadtteil, der mit Wall und Graben umgeben wurde. Im Mittelalter wußte sich Ulm zur freien Reichsstadt emporzuschwingen, in welcher Handel und Gewerbe blühten, und deren viereckiges Geld durch alle Welt ging. Mit der Zeit erwarb sie sich fast alle Orte ihrer Umgebung, so daß ihr Gebiet von Leipheim bis Großsüßen reichte (15 Quadratmeilen und 37000 Einwohner). Die Regierung lag lange Zeit in den Händen der Geschlechter, später mußte auch den Bürgern ein Anteil an dem Regiment zugestanden werden. Die allgemeine Einführung der Reformation und die Aufhebung der meisten Klöster fand im Jahre 1531 statt. Der schmalkaldische und mehr noch der dreißigjährige Krieg brachten der Stadt und ihrem Gebiet

ungeheure Verluste an Menschen und Vermögen, so daß ein allgemeiner Rückgang nicht aufzuhalten war. Im Jahr 1702 wurde Ulm von den Bayern überrumpelt und auf kurze Zeit in Besitz genommen. Ihre Selbständigkeit verlor die Stadt für immer im Jahr 1802, indem sie in diesem Jahr abermals an Bayern kam und 1810 mit dem größeren Teil ihres Gebiets an Württemberg überging. Im Jahr 1805 wurde die Stadt von den Österreichern (General Mack) an Napoleon I übergeben, welcher ihr schwere Kriegssteuern auflegte und die Festungswerke niederreißen ließ. Zu der jetzigen Befestigung wurde im Jahr 1842 der Grund gelegt (Prittwitz).

7. Außer Ulm gehören 36 Gemeinden zum Bezirk, nämlich 2 Städte, 1 Marktflecken, 25 Pfarrdörfer und 8 Dörfer, ferner 20 Weiler, 14 Höfe und 46 einzelne Wohnsitze. Besonders hervorzuheben sind: die Stadtgemeinde **Langenau** mit 4000 meist evangelischen Einwohnern, 18 km von Ulm entfernt. Sie ist Sitz eines Bezirksschulinspektorats, Revieramts, Amtsnotariats und Postamts. Langenau ist 4 km lang und hat 3 Kirchen. Der 63 m hohe Turm der oberen Kirche ist weithin sichtbar, und die untere Kirche zu St. Peter ist die älteste des Bezirks. Die Stadt treibt starken Landbau, weist ein namhaftes Gewerbe auf, (mechanische Werkstätten) und hat nicht unbedeutende Frucht- und Viehmärkte. Sie kam 1377 durch Kauf an Ulm und war später Oberamtssitz der oberen Herrschaft. — **Niederstotzingen** mit 1150 Einw., worunter 650 Evang., ist 28,5 km von Ulm entfernt. Das Städtchen hat ein Postamt und bildet den Hauptsitz der ausgedehnten gräfl. v. Maldeghem'schen Gutsherrschaft. — **Söflingen,** größtes Pfarrdorf mit 2700 Einw., worunter 700 Evang., welche einem Geistlichen Ulms zur Seelsorge zugewiesen sind. Das Dorf, 3 km von Ulm entfernt, ist Sitz eines Revier- und Postamts und zeichnet sich durch seinen Gartenbau und Gemüsehandel aus. — **Altheim,** Marktflecken mit 1200 ev. Einw., 23,5 km von Ulm, Sitz eines Revier- und Postamts (Sieg Eberhard des Greiners über die Städter 1372). — **Alpeck,** Pfd. mit 500 Einw., 11,5 km von Ulm, kirchlich dem Pfarramt Göttingen zugeteilt, wurde 1704 von den Bayern eingeäschert und war von 1810—1819 ein Oberamtssitz. — **Jungingen,** ev. Pfd., 800 Einw. 6 km v. U. — **Bernstatt,** ev. Pfd., 800 Einw., 14,5 km v. U. — **Weidenstetten,** ev. Pfd., 700 Einwohner, 19,5 km v. U. — **Asselfingen,** ev. Pfd., 700 Einw., 24,5 km v. U., alte Glasmalereien in der Kirche. — **Westerstetten,** kath. Pfd., 650 Einw., darunter 150 Ev., 17,5 km v. U., Eisenbahnstation und Postamt. — **Rammingen,** kath. Pfd., 600 Einw., 23 km v. U., Eisenbahn-

station. — **Weimerstetten**, ev. Pfd., 560 Einw., 10,5 km v. U., Eisenbahnstation und Postamt. — **Wallendorf**, ev. Pfd., 500 Einw., 22,5 km v. U. — **Wissingen ob Lonthal**, parit. Pfd., 450 Einw., worunter 210 Ev., mit gemeinschaftlicher Kirche, 28,5 km v. U. — **Neenstetten**, ev. Pfd., 500 Einw., 19 km v. U. — **Oberstotzingen**, kath. Pfd., 500 Einw., 27,5 km v. U., gräfl. v. Maldeghem'sches Schloß. Die übrigen Orte des Bezirks mit weniger als 500 Einwohnern folgen in alphabetischer Ordnung: **Börslingen**, ev. Dorf, 200 Einw., 23 km v. U. — **Breitingen**, ev. D., 200 Einw., 15 km v. U. — **Ehrenstein**, kath. D., 300 Einw., 8 km v. U. — **Einsingen**, kath. Pfd., 400 Einw., 10 km v. U., Eisenbahnstation. — **Ettlenschieß**, ev. Pfd., 300 Einw., 23,5 km v. U. — **Göttingen**, ev. Pfd., 400 Einw., 14 km v. U. — **Grimmelfingen**, ev. Pfd., 300 Einw., 6,5 km v. U. — **Halzhausen**, ev. D., 300 Einw., 19 km v. U. — **Holzkirch**, ev. Pfd., 300 Einw., 17 km v. U. — **Hörvelsingen**, ev. Pfd., 350 Einw., 13,5 km v. U. — **Lehr**, ev. D., 350 Einw., 6 km v. U. — **Lonsee**, ev. Pfd., 400 Einw., 21 km v. U., Eisenbahnstation. — **Luizhausen**, ev. Pfd., 250 Einw., 17,5 km v. U. — **Mähringen**, ev. Pfd., 350 Einw., 8,5 km v. U. — **Nerenstetten**, ev. Pfd., 300 Einw., 19 km v. U. — **Öllingen**, ev. Pfd., 360 Einw., 22 km v. U. — **Reutti**, ev. D., 200 Einw., 23,5 km v. U. — **Setzingen**, ev. Pfd., 400 Einw., 22 km v. U. — **Stetten im Lonthal**, kath. Pfd., 400 Einw., 29,5 km v. U., gräfl. v. Maldeghem'sches Schloß. — **Urspring**, ev. Pfd., 300 Einw., 21,5 km v. U.

Lesebuch für die evangelischen Volksschulen Württembergs

Bd.: 1

1894